1,30 DM / Band 46

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Die Dämonenschmiede

John Sinclair Nr. 46

von Richard Wunderer

erschienen am 22.05.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Dämonenschmiede

Der Sommertag war zu Ende.

Als die Sonne hinter den tiefgrünen Hügeln Schottlands versank, zog die kalte Nacht über das Land. Die alte Kräutersammlerin fürchtete sich nicht. Sie lebte seit sechzig Jahren hier und kannte die Gegend. Und von der Dämonenschmiede, die jüngst ihre Arbeit aufgenommen hatte, wußte sie nichts.

Plötzlich hüllte dichter Nebel die alte Frau ein. Schauerliche Rufe und Schreie hallten durch den Wald. Erschrocken blickte die Kräutersammlerin sich um und rannte los. Doch es war bereits zu spät. Die Sendboten der Hölle holten sie ein.

Ethel, die alte Kräuterfrau, hatte immer den Kopf über Leute geschüttelt, die Angst vor dem Wald empfanden. Er war ihr Freund und ernährte sie mit seinen Kräutern, die sie im ganzen Land verkaufte. Sie liebte seine Stille und die majestätische Würde der hohen Bäume.

Doch in diesen Minuten war nichts mehr von Würde oder Liebe übriggeblieben. Das Grauen näherte sich von allen Seiten.

Der Nebel versperrte der alten Ethel die Sicht. Außerdem war es bereits völlig dunkel, und der Mond ging erst später auf. Dennoch glaubte sie, huschende Gestalten zu erkennen, Figuren wie aus alten Illustrationen von Märchen und Sagen.

Es waren Schauergestalten, die sich noch in der Deckung der Bäume hielten, die jedoch unaufhaltsam näher kamen. Sie kreisten die einsame Frau in einem satanischen Tanz ein, schnellten sich von Baum zu Baum, schwangen sich mühelos durch die Wipfel und ließen sich auf den Boden fallen. Dann waren sie wieder verschwunden und erschienen an einer völlig anderen Stelle.

Die alte Ethel strich sich zitternd über die Augen. War sie verrückt geworden? Bildete sie sich das alles nur ein? Das konnte und durfte nicht wahr sein!

»Nein!« stammelte sie. »Um alles in der Welt, nein! Hilfe!«

Sie hatte nicht die Kraft, laut zu rufen. Das Entsetzen schnürte ihr die Kehle zu.

Erst nach einigen Minuten erkannte sie, daß der Wald von einem geisterhaften Leuchten erfüllt war. Es sah aus wie der Widerschein eines gigantischen Schmiedefeuers. Die alte Ethel glaubte, das Zischen und Fauchen der Esse zu hören. Es konnte aber auch das Wispern und Zischen der Monster sein, die sie umkreisten.

Hastig bekreuzigte sie sich, doch es half nichts. Sie war schutzlos den Bestien der Nacht ausgeliefert, da sie keinen geweihten Gegenstand bei sich trug.

Längst vergessene Erinnerungen an Erzählungen über Dämonen drängten sich in ihre Gedanken. Spukgestalten sollten den Wald bevölkern, hatten in ihrer Kindheit die Alten erzählt. Sie hatte die Geschichten gruselig gefunden und sie als Märchen abgetan.

Nun erlebte sie am eigenen Leib die bittere Wahrheit.

Vor Angst bebend sah sich die alte Frau nach Rettung um. Es gab jedoch keine. Die Geister und Dämonen ließen ihr keine Chance.

Ein schriller Aufschrei ließ sie erschauern. Er war das Kommando für die Bestien.

Von allen Seiten stürzten sie sich auf ihr schutzloses Opfer. Die alte Ethel sah scheußliche Monster mit zwei Köpfen oder mit langen Hörnern, von deren Spitzen Blut tropfte. Andere Gestalten humpelten auf drei Beinen einher, die Krallen auf ihr Opfer gerichtet. Giftbrodem

schlug ihr aus aufgerissenen Mäulern mit blitzenden Zähnen entgegen. Schuppige Leiber schimmerten in dem flackernden Höllenfeuer.

Sie sank auf den Waldboden und starb fast vor Angst, noch ehe die ersten Dämonen sie erreichten. Und dann waren sie alle heran. Eiskalte Hände packten sie, hielten sie fest und drückten sie auf den Moosboden, daß sie sich nicht mehr rühren konnte.

Stöhnend wartete Ethel auf den Tod, der Erlösung brachte.

Die Dämonen taten jedoch nichts, sondern starrten angestrengt in den Nachthimmel hinauf. Die einäugigen Monstren hatten ihre Gesichter ebenso zur Schwärze des Himmels gewandt wie die Wesen mit zwei oder drei hervorquellenden, funkelnden Augen. Atemlose Stille legte sich über die Versammlung.

Schon faßte die alte Kräuterfrau neue Hoffnung. Kam sie vielleicht doch mit dem Leben davon?

Da ertönte ein sirrender, schwirrender Laut, wiederholte sich und schwoll an.

Stöhnend drehte die alte Ethel den Kopf so weit, daß sie zwischen den Baumwipfeln hindurch den Himmel sah.

Ein großer schwarzer Körper senkte sich zwischen den Ästen herunter.

Im ersten Moment glaubte die hilflose Frau, es wäre ein mächtiger Raubvogel, bis sie die grauenhafte Wahrheit erkannte.

Es war – ein Vampir!

In seinem Gesicht funkelten heimtückische Augen. Der Vampir riß das Maul weit auf. Blitzende Eckzähne schoben sich über die blutleeren Lippen.

Da brach ein Schrei aus der Kehle der Frau. Er gellte durch den Wald und verhallte.

Im nächsten Moment stürzte sich der Vampir auf sie hinab.

***

»Langweilst du dich?« erkundigte sich Sheila lächelnd und beugte sich über ihren Mann, der auf der Couch im Wohnzimmer lag und zur Decke starrte.

Er schlang seine Arme um sie und zog sie an sich. Doch ehe er sie küssen konnte, meldete sich der Nachwuchs.

Seufzend richtete sich Sheila wieder auf. »Es wäre so schön gewesen. Aber im Ernst, wenn du nicht weißt, was du tun sollst, kannst du mir helfen. Der Staubsauger steht in der Abstellkammer.«

Während sie sich um ihren Sohn kümmerte, stemmte sich Billy Conolly von der Couch hoch und machte sich an die Arbeit. Er konnte seiner Frau nicht sagen, was ihn bedrückte.

Er langweilte sich tatsächlich ein wenig, obwohl er mehr als genug zu tun hatte. Er sehnte sich nach gefährlichen Abenteuern, aber Sheila

paßte auf, daß er sich auf keine risikoreichen Unternehmen einließ. Dazu liebte sie ihn zu sehr.

Und er liebte seine Frau so sehr, daß er sich an ihre Bitten hielt.

Staubsaugen war ja wirklich ungefährlicher als Geister und Dämonen zu jagen und unschädlich zu machen.

Nach ein paar Minuten klingelte es an der Tür. Bill stellte den Staubsauger ab.

»Ich gehe schon!« rief er Sheila zu, als sie in der Küchentür auftauchte. Sie warf ihm einen Kuß zu und zog sich wieder zurück.

Als Bill die Tür öffnete, stand er einem Postboten gegenüber. »Telegramm für Mr. Conolly«, sagte der junge Mann. Er schwenkte dabei unternehmungslustig den zugeklebten Umschlag.

»Das bin ich!« Bills Augen saugten sich an dem Telegramm fest. »Geben Sie schon her!«

Der Postbote bekam ein großzügiges Trinkgeld und zog ab. Bill riß noch in der Tür den Umschlag auf.

ULTIMATE WAFFE IN VORBEREITUNG STOP SCHNELLSTENS EINGREIFEN STOP FRAGEN SIE NACH DER ALTEN ETHEL IN RANVERNESS STOP VORSICHT DUNKLE MÄCHTE STOP HÖCHSTE EILE DA SONST ALLES VERLOREN STOP

Die Unterschrift fehlte. Ratlos drehte Bill das Blatt zwischen den Fingern. Das Telegramm war vor drei Stunden in Inverness aufgegeben worden. Er kannte die schottische Kleinstadt und hatte sie in guter Erinnerung. Dieses Telegramm jedoch bedeutete nichts Gutes.

»Wer war es denn?« rief Sheila aus der Küche. »Bill, wo bleibst du?«

Hastig ließ er das Telegramm in der Brusttasche seines Polohemdes verschwinden.

»Jemand hat sich nach einer Familie Slacker erkundigt, Darling«, antwortete er. »Ich mußte ihn wieder wegschicken.«

»Slacker?« Sheila tauchte in der Küchentür auf. »Nie gehört. Sollen diese Leute hier in der Gegend wohnen?«

Bill zuckte die Schultern. »Ich muß noch einmal weg, Darling. Sei vorsichtig, paß auf dich auf!«

»Jetzt?« Sie runzelte die Stirn. »Wolltest du mir nicht das Staubsaugen abnehmen?«

Er warf einen kurzen Blick auf den Apparat. »Später, Liebling, später! Weißt du eigentlich, daß du von Tag zu Tag schöner wirst, du stolze Mutter?«

Sie strahlte ihn verliebt an und ließ sich von ihm küssen. Er lief zur Tür.

»Darling?« rief sie ihm nach. Er drehte sich noch einmal um. »Darling, wenn du ein Blatt Papier – wie zum Beispiel ein Telegramm – in deine Brusttasche steckst, darfst du mich nicht küssen. Das Papier hat geraschelt, als du mich umarmt hast, du stolzer Vater.«

Bill wurde rot bis zum Haaransatz.
»Außerdem sehe ich vom Küchenfenster aus den Weg zu unserem Haus, Darling«, fügte Sheila mit einem undurchsichtigen Lächeln hinzu. »Ein Telegrammbote wird doch wohl wissen, wo diese Familie Slack oder Platter wohnt, meinst du nicht auch?«
Bill schluckte. Sheila hatte ihn durchschaut.
»Manche Telegrammboten sind eben noch sehr unerfahren«, murmelte er verlegen grinsend.
»Paß auf dich auf«, bat sie und zog sich hastig in die Küche zurück.

***

Ich blickte überrascht von meinem Schreibtisch auf, als sich die Tür mit einem energischen Knall öffnete. Glenda Perkins, meine Sekretärin, kam normalerweise nicht so stürmisch herein.
»Hallo, Bill!« rief ich, als ich meinen Besucher erkannte. »Läßt du dich auch wieder einmal blicken? Hast du Ausgang bekommen?«
Bill streckte mir die Hand entgegen und nickte lächelnd. »Ja, ja, der Junggeselle kann leicht spotten! Du brauchst auf niemanden Rücksicht zu nehmen. Sheila macht sich eben Sorgen um mich, wenn ich mich in deine Nähe wage.«
»Setz dich, Bill! Ich habe gar nicht gewußt, daß ich einen so schädlichen Einfluß auf dich ausübe.«
»Na ja, John.« Bill zögerte. »Sie hat leider den Telegrammboten gesehen. Und ich habe sie angeschwindelt und behauptet, es wäre jemand, der sich nach etwas erkundigt hat. Jetzt weiß sie natürlich, daß etwas kocht.«
»Kannst du dich etwas deutlicher ausdrücken?« fragte ich meinen Freund. »Oder ist das dein neuer Stil als Reporter?«
Er berichtete mir im Klartext, daß er ein rätselhaftes Telegramm bekommen hatte, und zeigte es mir. Ich überflog es kopfschüttelnd.
»Was soll denn das?« murmelte ich.
»Das wollte ich dich fragen, John.« Bill rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. »Eine ultimative Waffe! Das kann doch nur bedeuten, daß es eine Waffe sein soll, gegen die es keine Abwehr gibt. Aber wer bereitet diese Waffe vor? Gegen wen?«
»Woher soll ich das wissen?« fragte ich seufzend. »Nur weil ich Oberinspektor bei Scotland Yard bin, kann ich noch lange nicht hellsehen. Hier, wer ist die alte Ethel, nach der du in Ranverness fragen sollst? Und was für dunkle Mächte? Verstehst du auch nur ein Wort?«
Bill schüttelte den Kopf. »Warum, glaubst du wohl, komme ich zu dir, dem berühmten Geisterjäger?«
Ich betrachtete meinen alten Kampfgefährten mit einer Mischung aus Mißtrauen und Neugierde. »Du vermutest, daß es ein Fall für mich

ist?«

Bill machte ein unschuldiges Gesicht, als wäre er soeben vom Storch abgeliefert worden.

»Immerhin hast du die Mittel, John, um festzustellen, was dahintersteckt«, erklärte er. »Und allein läßt mich Sheila nicht nach Schottland fahren.«

»Ranverness!« Ich drückte kopfschüttelnd die Ruftaste für meine Sekretärin. Glenda Perkins platzte so schnell in mein Büro, als habe sie hinter der Tür gestanden und gelauscht. »Stellen Sie bitte fest, ob es in Ranverness, Schottland, eine Polizeistation gibt. Wenn ja, brauche ich schnellstens eine Verbindung dorthin. Wenn nein, dann…«

»… dann suche ich den nächsten Polizeiposten heraus, ich bin nicht auf den Kopf gefallen«, sagte sie schnippisch und warf Bill einen bösen Blick zu. »Ich habe ihm gesagt, daß man nicht so einfach in das Büro eines Oberinspektors stürmen darf.«

»Ich werde mich bessern«, versprach Bill.

Glenda rauschte hoheitsvoll hinaus und achtete darauf, daß ich das Wiegen ihrer Hüften gut sehen konnte. In den nächsten Minuten unterhielten wir uns über Sheila und den kleinen John. Bill geriet ins Schwärmen. Erst das Klingeln des Telefons brachte ihn auf den Boden der Tatsachen zurück.

»Ich verbinde mit der Polizeistation in Ranverness«, sagte Glenda berufsmäßig kühl.

Es klickte. Ich bekam einen Constabler an den Apparat, dessen Namen ich wegen der zahlreichen rollenden R nicht verstand. Überhaupt war es ein Kunststück, seinen schottischen Dialekt zu enträtseln. Er besserte sich erst, als er hörte, daß er mit Scotland Yard in London sprach.

»Ich interessiere mich für eine ganz bestimmte Frau aus Ihrem Bereich«, sagte ich und kam mir plötzlich ziemlich dumm vor. Wie klang das nur? »Sagt Ihnen der Name etwas: die alte Ethel?«

Mein Gesprächspartner stieß einen überraschten Ruf auf. »Wieso wissen Sie das schon, Sir?« fragte er hastig. »Wir haben die Alte erst vor zehn Minuten gefunden.«

»Was heißt, Sie haben sie gefunden?« wiederholte ich verblüfft. »Soll das bedeuten, daß…?«

»Sie ist tot, Sir«, meldete er diensteifrig. »Der Arzt hat sie sich schon angesehen, aber er ist noch draußen. Sie hat einen Einstich im Hals, genaugenommen sogar zwei.« Der Polizist räusperte sich. »Sehr merkwürdig.«

»Allerdings, sehr merkwürdig.« Ich überlegte nicht lange und dachte auch nicht weiter an Superintendent Powell. Er würde toben, wenn er die Spesenabrechnung für eine Schottlandreise bekam, doch das war mir gleichgültig. »Unternehmen Sie noch nichts, ich komme zu Ihnen«,

sagte ich, ließ es mir bestätigen und legte auf.
»Na, sag schon, was ist los?« Bills Blick hing förmlich an meinen Lippen.
»Ich glaube, dein Telegramm hier ist eine ganz heiße Spur, Bill«, sagte ich ernst und stand auf. »Die alte Ethel ist tot, wer immer sie auch sein mag. Und sie hat zwei Einstiche im Hals.«
Er zuckte zusammen. »Ein Vampir?« fragte er atemlos.
»Frag mich, wenn wir in Ranverness sind«, antwortete ich. »Oder fährst du nicht mit?«
»Natürlich fahre ich!« Er zögerte. »Kannst du nicht Sheila anrufen und…«
Ich hob sofort abwehrend die Hände. »Das erledige du nur selbst, mein Bester! Schließlich ist sie deine Frau und nicht meine. Oder willst du das ändern?«
Er stürzte sich hastig auf das Telefon. Zehn Minuten später hatte er Sheila die Zustimmung abgerungen.

***

Superintendent Powell war nicht gerade begeistert, als er von meinen Plänen hörte, aber er stimmte zu. Er stärkte mir immer den Rücken. Schließlich wußte er, worum es ging.
Ich hinterließ für Suko und Jane Collins eine Nachricht, da beide nicht zu erreichen waren, und machte mich sofort mit Bill auf den Weg. Auf der Fahrt zum Flughafen machte er noch einen Besuch bei seiner Frau. Erst als ich zehn Minuten später ungeduldig hupte, kam er wieder aus dem Haus.
»Das war aber ein stürmischer Abschied«, stellte ich fest.
Bill antwortete nicht. Es fiel ihm doch schwer, seine Frau und seinen Sohn allein zu lassen und ein ungewisses Abenteuer anzutreten. Ich kannte Bill. Auf der anderen Seite würde bald der Reiz des Neuen kommen und ihn ablenken.
Der Reiz kam sehr bald. Schon auf dem Flug nach Edinburgh sprach er von nichts anderem als von dem bevorstehenden Einsatz. Er stellte die wildesten Vermutungen an, so daß ich keine Sekunde zum Schlafen kam.
»Halt endlich die Klappe«, sagte ich freundschaftlich. »Und versuche auch, ein wenig zu schlafen.«
»Schlafen?« Er sah mich groß an. »Bist du noch zu retten, John? Ich kann doch jetzt nicht schlafen!«
»Ich schon«, erwiderte ich trocken. »Ich habe nämlich das Gefühl, daß wir in der nächsten Zeit kein Auge zutun werden.«
Damit drehte ich mich zur Seite und schloß die Augen.
Ausgeruht kam ich in Edinburgh an. Bill dagegen hatte tatsächlich kein Auge zugemacht.

Auf dem Flughafen erwartete uns ein Empfangskomitee, bestehend aus einem Inspektor und einem Sergeanten.

»Superintendent Powell hat uns von Ihrer Ankunft verständigt, Oberinspektor«, sagte der Ranghöhere. »Wir stellen Ihnen einen Wagen zur Verfügung. Sergeant Lellan hier wird Ihr Fahrer sein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Was wir brauchen, ist ein Hubschrauber, der uns schnellstens nach Inverness bringt, verehrter Kollege. Superintendent Powell hat sich wahrscheinlich am Telefon etwas undeutlich ausgedrückt.«

Zehn Minuten später hatten wir unseren Hubschrauber.

Jetzt im August waren die Tage in Schottland lang. Um zehn Uhr abends setzte erst die Dämmerung ein. Um diese Zeit waren wir aber schon längst in Inverness.

Der Polizeihubschrauber flog zurück, und wir machten uns auf den Weg zu einer Autovermietung.

»John!« Bill rüttelte mich begeistert am Arm. »Sieh dir das an! Fast wie meiner!«

Er deutete auf einen silbermetallicfarbenen Porsche. Ich seufzte.

»Mich erinnert er an meinen Bentley. Aber schlag ihn dir aus dem Kopf. Der Yard zahlt die Spesen. Zuviel kann ich dem Superintendenten nicht zumuten.«

Wir wählten schließlich einen Mittelklassewagen aus. Ich überließ Bill das Steuer.

»Wir werden ungefähr um zehn Uhr in Ranverness sein«, sagte Bill. Er saß entspannt hinter dem Lenkrad und hielt nach einem Hinweisschild Ausschau. »Falls nichts dazwischenkommt.«

»Eben«, murmelte ich. »Die ganze Zeit habe ich schon so ein Kribbeln im Nacken.«

»Vorahnungen?« Bill lachte herzhaft. »Ich würde eher sagen, du hast im Flugzeug zu lange geschlafen.«

Darauf erwiderte ich nichts. Wie sollte ich Bill erklären, daß ich ein sehr mulmiges Gefühl hatte?

Wir fanden die Abzweigung nach Ranverness. Schon nach ein paar Meilen fuhren wir auf einer einspurigen Straße. Die Landschaft veränderte sich schlagartig. Die Wiesen wurden dunkler und waren an manchen Stellen braun gefärbt.

Ich kannte das Moore.

Die Straße schlängelte sich wie eine betrunkene Viper durch die abweisende Landschaft. Die Sonne versank hinter dem Horizont, aber noch blieb es hell.

Die Straße stieg an. Bill fuhr rasch und konzentriert. Es kam uns kein einziges Fahrzeug entgegen, so daß wir nicht anhalten mußten.

Ich vertraute auf Bills Fahrkünste. Wenn er einen Fehler machte, konnte es für uns tödlich ausgehen. Dann schoß der Wagen nämlich

über das schmale Asphaltband hinaus ins Moor. Und weit und breit gab es keinen Menschen, der uns dann geholfen hätte.

Wir schwiegen. Einerseits mußte sich Bill auf die Fahrt konzentrieren, und ich dachte an die Probleme, die uns in Ranverness erwarteten. Andererseits war es eine Landschaft, die nicht gerade gesprächig machte.

Schwermut lag über den dunklen Hügeln. Obwohl wir August hatten, wurde es im Wagen empfindlich kalt. Ich kurbelte das Fenster hoch.

Die Straße vor uns schimmerte schwarz, als wäre sie für einen Leichenzug präpariert worden. Je weiter wir kamen, desto düsterer wurde das Land zu beiden Seiten, daß wir die Straße kaum noch von der Umgebung unterscheiden konnten.

»Ist es schon so spät?« fragte Bill mit zusammengebissenen Zähnen und schaltete die Scheinwerfer ein. Es änderte sich nichts.

»Eigentlich müßte es noch viel heller sein«, antwortete ich und sah mich nach allen Seiten um. Der Himmel war absolut wolkenfrei. Es war, als würde das Licht von der Erde geschluckt und nicht wieder freigegeben.

Bill nahm den Fuß vom Gaspedal. »Ich kann fast nichts mehr sehen«, sagte er leise.

Der Wagen verlor rasch an Geschwindigkeit, und das rettete uns das Leben.

Denn plötzlich war die Straße verschwunden. Vor uns brodelte ein dampfender, Blasen werfender Sumpf.

Mit einem Aufschrei trat Bill voll auf die Bremse.

Der Abgrund schoß auf uns zu.

***

In den offiziellen Listen der Polizei war vermerkt, daß Ranverness einen Polizeiposten besaß. Das stimmte auch, doch man mußte diesen Posten kennenlernen.

Er war nur von zwei Personen besetzt. Einem Polizisten, nämlich Constabler Ryan Rattroch, und dessen Ehefrau, an die sich die Leute wandten, wenn ihr Mann unterwegs war.

Der Leichenfund überstieg die Kompetenzen des Constablers. Er mußte ihn seiner vorgesetzten Dienststelle melden, doch diese unternahm nichts, weil der Yard sein Eingreifen angekündigt hatte.

Also mußte sich Rattroch doch um die Tote kümmern.

Da es im Moment Schulferien gab, bot sich das Schulhaus zur Unterbringung der Toten an. »Schulhaus« war, genauso wie »Polizeiposten«, eine maßlose Übertreibung. Die Lehrerin des Ortes bewohnte ein kleines Natursteinhaus. In einem Anbau unterrichtete sie. Dorthin wurde die alte Ethel geschafft.

Alle im Dorf hatten sie gekannt. Seit sechzig Jahren gehörte sie zu

dieser Gegend. Daher wollten alle noch einmal die Tote sehen, doch Constabler Rattroch blieb hart.

»Es darf nichts verändert werden«, schnarrte er und warf sich in die Brust.

Auf die Argumente, daß ein kurzer Blick auf die Tote ja nichts veränderte, ging er nicht ein. Erst als seine Frau ein Machtwort sprach, durften die Dorfbewohner Abschied von der alten Kräutersammlerin nehmen. Rattroch blieb jedoch die ganze Zeit neben der Toten stehen.

Allerdings mußte auch er sich einmal zurückziehen, und so verschloß er abends das Schulhaus und kehrte in sein eigenes Haus zurück. Niemand wäre auf die Idee gekommen, daß etwas mit der alten Ethel passieren könnte.

Die Dorfbewohner wunderten sich nur, daß es an diesem Abend früher dunkel wurde als sonst. Da aber niemand mehr sein Haus verließ, fiel es auch niemandem auf, daß über dem Wald ein geisterhaftes Leuchten erschien, als würde dort in einer gigantischen Schmiede ein wahres Höllenfeuer brennen.

Gegen neun Uhr abends erreichte der Feuerschein über dem Wald seinen vorläufigen Höhepunkt.

In diesem Moment glitt das weiße Laken zu Boden, mit dem die Tote zugedeckt war. Die Augen der alten Ethel waren weit aufgerissen, als sie sich ganz langsam aufrichtete und von der Holzbank stieg, auf die man ihre Leiche gelegt hatte.

Das Gesicht blieb eine wächserne Maske, als sie das einzige Fenster öffnete und ins Freie kletterte. Wie ein Automat bewegte sie sich vom Dorf weg auf den nahen Wald zu.

Wenige Minuten später hatte sie die Dunkelheit unter den mächtigen Bäumen verschluckt, ohne daß ein Dorfbewohner auch nur etwas davon ahnte.

Mit einer Ausnahme!

***

Die Reifen des Leihwagens kreischten auf dem Asphalt, als der Wagen schlitternd und schleudernd zum Stehen kam. Keine Handbreit trennte uns von dem Sumpf, der sich auf unerklärliche Weise vor uns geöffnet hatte.

»Mein Gott«, flüsterte Bill fassungslos.

Seine gedankenschnelle Reaktion hatte uns das Leben gerettet.

»Raus aus dem Wagen!« zischte ich und stieß die Seitentür auf.

Bevor ich jedoch ausstieg, griff ich nach hinten. Auf den Rücksitzen lag mein Spezialkoffer, in dem ich meine wichtigsten Waffen gegen das Böse mit mir führte. Ohne den Koffer hätte ich den Wagen nicht einmal verlassen, wenn er abgestürzt wäre.

Bill stand schon auf der Straße und lief ein Stück zurück, als ich ins Freie kletterte. Dicht vor mir gluckerte und gluckste das Moor.

Schaudernd rannte ich zu Bill und drehte mich um. Gebannt beobachteten wir den auf unnatürliche Weise entstandenen Sumpf.

Erst als er sich nicht mehr ausdehnte, wagten wir uns näher heran. Unser Wagen stand noch auf festem Boden, aber die Kühlerhaube ragte bereits über den Abgrund hinaus. Es ging ungefähr vier oder fünf Meter in die Tiefe. Über der schleimigen, braunen Masse brodelten nach Pech und Schwefel stinkende Dämpfe, die uns fast den Atem raubten.

»Dieses Moor war doch vorhin noch nicht da, oder irre ich mich?« fragte Bill zweifelnd.

»Du irrst dich nicht«, antwortete ich grimmig. »Unsere Gegner versuchen, uns aufzuhalten.«

»Das war ein glatter Mordversuch!« ereiferte sich Bill. »Wäre ich nicht so schnell…«

»Richtig!« Ich nickte ihm dankbar zu. »Du hast uns beiden das Leben gerettet. Aber was jetzt?«

Er nagte an seiner Unterlippe und starrte nachdenklich in das Moor hinunter.

»Und wenn es nun gar nicht da ist?« meinte er zögernd. »Wenn das alles nur eine Vision ist, die uns abschrecken soll? Dann müßte ich eigentlich auf der Straße weitergehen können.«

»Nicht so hitzig«, bremste ich ihn, bückte mich und hob einen herumliegenden Stein auf.

Kraftvoll schleuderte ich ihn über die Bruchkante hinaus.

Ganz genau konnten wir seinen Flug verfolgen. Er prallte nicht etwa auf Straßenniveau auf, sondern fiel tiefer und tiefer und verschwand mit einem lauten Klatschen im Moor. Sofort begann es an dieser Stelle zu brodeln.

»Da hast du deine Vision«, sagte ich und atmete tief durch. »Wer da reinfällt, der kommt nicht wieder.«

»Wenigstens wissen wir eines, John. Das Telegramm war keine Finte. Hier tut sich wirklich etwas. Dieses Moor ist das Werk von Geistern und Dämonen.«

»Da hast du leider auch wieder recht.« Ich sah mich forschend um. »Wir müssen weiter, jetzt erst recht. Wir müssen nach Ranverness kommen, ganz gleich, wie.«

»Dann laß dir etwas einfallen, Herr Oberinspektor«, forderte Bill mich auf. »Wozu hast du schließlich deinen Zauberkoffer?«

In meinem Koffer lagen Waffen gegen die stärksten Dämonen aus dem Reich des Schwarzen Todes. Und. Bill hatte recht: Eines dieser Werkzeuge des Guten mußte auch gegen den Sumpf helfen.

Ich legte den Koffer auf den Boden und griff nach dem Schloß. Beim

Öffnen mußte auch ich vorsichtig sein, damit ich nicht ungewollt den Sicherheitsmechanismus auslöste. Machte sich ein Unbefugter an meinem wertvollen Koffer zu schaffen, strömte sofort ein betäubendes Gas aus.

Kaum berührte ich das Schloß, als Bill mich am Arm packte und rüttelte.

»John!« hauchte er fassungslos.

Ich fuhr hoch und sah, was ihn so erschreckte. Es war unglaublich.

Das Geistermoor hatte sich nicht verändert, aber mitten durch den Sumpf schwebte eine rötlich schimmernde Wolke auf uns zu, und zwar in Höhe des Straßenniveaus. Es sah so aus, als striche dieser Nebel über die nicht mehr vorhandene Fahrbahndecke dahin.

Und inmitten dieser Wolke ging eine junge Frau, dem Aussehen nach fast noch ein Mädchen, eine Schönheit mit blasser Haut, leicht schräg stehenden Augen und schulterlangen blonden Haaren. Sie trug ein schlichtes blaues Wollkleid, das sich weich um ihre Gestalt schmiegte.

»Die ist nicht von dieser Welt«, flüsterte Bill, als habe er Angst, daß sie beim ersten lauten Wort in das Moor tief unter ihr abstürzen könnte.

Ich sagte gar nichts, sondern starrte der überirdischen Erscheinung fassungslos entgegen.

Dicht vor uns, aber noch jenseits der Bruchkante blieb sie stehen und lächelte uns entgegen.

»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Mr. Sinclair«, sagte sie mit einer weichen, samtenen Stimme. »Und auch Sie, Mr. Conolly. Es war höchste Zeit! Beeilen Sie sich, in Ranverness ist etwas Furchtbares geschehen!«

Damit drehte sie sich um und entfernte sich wieder.

***

Wie betäubt blickte ich hinter dem Mädchen her. Es mochte achtzehn oder neunzehn sein, älter auf keinen Fall. Sein Gesicht hatte merkwürdig entrückt gewirkt.

»Was war das?« fragte Bill fassungslos, als sich die leuchtende Wolke auflöste. Das Mädchen war verschwunden. »Das war doch kein Mensch, oder?«

In meinem Kopf überstürzten sich die Gedanken. »Sieh nach, ob im Kofferraum ein Abschleppseil ist!«

Während Bill zum Wagen ging, öffnete ich meinen Koffer und holte die gnostische Gemme heraus. Bill kam mit einem Abschleppseil wieder.

Aus meinem Taschentuch fertigte ich einen Beutel, band die Gemme darin ein und befestigte das Ganze an einem Ende des Seils. Bill beobachtete mich ziemlich verständnislos.

»Geh zur Seite«, bat ich ihn und schwang das Seil wie ein Lasso über meinem Kopf. Dann warf ich das Ende mit der Gemme wie eine Angel aus.

Atemlos verfolgte ich den Flug der Gemme. In einem weiten Bogen sauste sie durch die Luft.

In der totalen Stille gab es ein schwaches Geräusch, als wäre die Gemme auf ein Hindernis getroffen. Das Ende des Seils mit dem provisorischen Behälter schwebte in der Luft, während der Rest des Seils absackte. Ich zog am anderen Ende und holte das Seil wieder heran. Der Beutel aus meinem Taschentuch schwebte durch die Luft.

»Das verstehe ich nicht«, murmelte Bill beeindruckt.

»Sehr einfach«, antwortete ich. »Die Straße ist noch immer vorhanden, aber dämonische Kräfte haben sie in eine andere Dimension versetzt. Die Gemme hebt durch ihre Wirkung diesen Spuk auf, aber nur für sich selbst. Würden wir weitergehen, müßten wir unweigerlich in den Sumpf stürzen.«

»Dann kommen wir also nicht nach Ranverness«, meinte Bill bedrückt. »Dabei hat dieses Mädchen gesagt, daß dort etwas Furchtbares geschehen ist.«

»Wir kommen hin«, sagte ich verbissen und verstaute erst einmal die Gemme in meinem Koffer. Danach holte ich meinen silbernen Dolch hervor, der nicht nur geweiht war, sondern dessen Griff auch die Form eines Kreuzes besaß und mit Symbolen der Weißen Magie versehen war.

»Das werden wir gleich haben«, sagte ich grimmig, hob einen anderen Stein auf und ritzte mit dem Dolch die gleichen Symbole in den Stein, die sich auch auf dem Griff befanden.

»Und das soll wirken?« fragte Bill skeptisch. »Wir müßten wissen, mit welchen Mitteln dieses Mädchen vorhin über den Abgrund gehen konnte.«

»Für sie war das Moor überhaupt nicht vorhanden«, behauptete ich. »Wir werden schon herausfinden, warum sie vor dem Bösen geschützt ist. Und jetzt los!«

Ich hatte meine Arbeit beendet und schleuderte den Stein mit voller Kraft über die Kante hinaus.

Er sauste durch die Luft, senkte sich der Erde zu und fiel steil auf das Moor zu.

Ich preßte die Zähne zusammen und ballte die Fäuste. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob mein Mittel wirkte.

Der Stein durchstieß die unsichtbare Straße und verschwand mit lautem Platschen in dem Morast.

Sekundenlang blieb alles ruhig.

»Schade, es hat nichts genützt«, meinte Bill und wollte sich abwenden.

In diesem Moment stieg eine riesige Schlammfontäne hoch. Ich entdeckte den Stein, der auf der Spitze dieser Fontäne tanzte. Das Böse wehrte sich gegen das Eindringen eines Gegenstandes, der mit Symbolen der Weißen Magie bedeckt war.

Der Stein fiel wieder zurück und verschwand diesmal endgültig in dem Satansmoor, ohne noch einmal aufzutauchen. Es dauerte nur wenige Sekunden, dann änderte sich vor uns schlagartig die gesamte Landschaft.

Wir sahen das Moor nur mehr undeutlich in der Tiefe brodeln. Darüber entstand, vorläufig noch durchscheinend wie eine dünne Folie, das Abbild der Straße und der angrenzenden Hügel.

So schnell, wie das Teufelsmoor gekommen war, verschwand es wieder. Nichts deutete mehr darauf hin, welche Dämonenfalle hier auf uns gelauert hatte. Ohne Unterbrechung setzte sich die düstere Landschaft fort.

»Dann wollen wir«, sagte ich erzwungen forsch und setzte mich hinter das Steuer des Wagens, nachdem ich den Koffer eingeladen hatte. Bill schob sich auf den Nebensitz.

Es war uns beiden nicht wohl, als ich anfuhr. Niemand garantierte uns, daß sich das Moor kein zweites Mal bildete und uns verschlang. Ich vertraute jedoch auf die Kraft meines Dolches, die sich auf den Stein übertragen hatte.

Nichts passierte, und als ich um die nächste Kurve bog, sahen wir Ranverness vor uns liegen.

***

Die seltsame Botin hatte von etwas Schrecklichem gesprochen, das sich in dem kleinen Dorf abgespielt hatte. Wir merkten nichts davon.

Ich zählte ungefähr zwei Dutzend niedrige Natursteinbauten, die sich nahtlos in die Landschaft einfügten. Auf den letzten zwei oder drei Meilen war die Straße von niedrigen Mauern begrenzt.

Hinter einigen Fenstern der Häuser brannte noch Licht. Die meisten Leute schienen jedoch schon zu schlafen.

Eine schottische Sommernacht! Für viele mag das romantisch klingen. Wir sahen einander jedoch kurz an und starrten dann wieder durch die Windschutzscheibe. Zu viele Fragen waren offen. Die Bedrohung war fast mit den Händen greifbar.

»Wir gehen zuerst zu dem Polizeiposten«, schlug ich vor. »Mein verehrter Kollege kann uns sicher auch am besten sagen, wo wir unterkommen können.«

»Ich habe keine Lust, die Nacht im Freien zu verbringen.« Bill schüttelte sich. »Nicht in dieser unheimlichen Gegend.«

»Du bist verweichlicht«, entgegnete ich. Es sollte ein Scherz sein, damit sich unsere verkrampften Nerven etwas lockerten, doch er

verfehlte seine Wirkung.

Äußerlich unterschied sich kein Haus vom anderen, so daß wir den Polizeiposten sicher nicht so schnell gefunden hätten, wäre uns nicht ein Zufall zu Hilfe gekommen. Unsere Ankunft war bemerkt worden. Ein paar Leute kamen aus ihren Häusern. Dadurch wurden die anderen aufmerksam, und innerhalb weniger Minuten waren wir von einer schweigenden Menschenmenge umringt. Ich schätzte ungefähr hundert Personen, die gesamte Einwohnerschaft von Ranverness.

»Fremde scheinen hier selten zu sein«, bemerkte Bill mit seinem trockenen Humor. »Ich glaube, da ist dein verehrter Kollege, John.«

Er deutete auf einen ungefähr fünfzigjährigen Mann, der nicht gerade wie ein Constabler gekleidet war. Unter einem Trenchcoat ragten die Hosenbeine eines blau-grün-gestreiften Pyjamas hervor. Als Polizist war er nur durch den schwarzen Helm zu erkennen, den er sich auf den Kopf gestülpt hatte.

Ich stieg aus, ging auf den Mann zu und stellte mich vor. »Wir sind unterwegs aufgehalten worden, deshalb kommen wir so spät«, erklärte ich. »Bevor wir uns mit dem Fall beschäftigen, wo können wir wohnen? Gibt es einen Gasthof?«

Der Constabler, der auf den fast unaussprechlichen Namen Ryan Rattroch hörte, schüttelte den Kopf. »Das nicht, aber meine Frau hat das Gästezimmer für Sie beide vorbereitet. Allerdings haben wir nur ein Zimmer für zwei Personen.«

»Das genügt, vielen Dank«, erwiderte ich und wollte noch etwas sagen, als mir Bill den Ellbogen in die Rippen stieß.

Als ich ihn ansah, gab er mir mit den Augen ein Zeichen. Ich blickte in die angegebene Richtung und zuckte zusammen. Etwas außerhalb des Kreises aus Dorfbewohnern stand das hübsche Mädchen, das uns entgegengegangen war.

»Wer ist das Mädchen?« fragte ich den Dorfpolizisten.

Rattroch zuckte die Schultern. »Kelly MacGowan, die Tochter unserer Lehrerin Miß MacGowan.«

»Sie hat ihren Vater nie gekannt«, erklärte uns eine energische, mehr als vollschlanke Frau. Sie hängte sich demonstrativ bei dem Polizisten ein. Auf diese Weise lernten wir auch Mrs. Rattroch kennen. »Die arme Kelly ist ganz ohne Vater aufgewachsen. Sie kennt nicht einmal seinen Namen.« Dazu schürzte sie abfällig die Lippen.

»Vorurteile haben Sie ja zum Glück nicht«, sagte ich gereizt. Mir gefiel es nicht, wie Rattroch und seine Frau über das Mädchen sprachen. Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, wo die wirklichen Gründe für die Ablehnung Kelly MacGowans lagen. »Können wir gleich zur Sache kommen? Unser Gepäck laden wir später aus.«

Der Polizist blickte an sich hinunter und stellte fest, daß er nicht

gerade vorschriftsmäßig gekleidet war. »Ich ziehe mich nur rasch an, Sir«, sagte er verlegen. »Hier haben Sie den Schlüssel vom Schulhaus. Wir haben die tote Kräuterfrau im Klassenzimmer aufgebahrt. Gehen Sie schon vor, ich komme gleich nach.«

Er deutete auf eines der Häuser am Ortsrand. Der einzige Unterschied zu den anderen Gebäuden war ein flacher Anbau, der eher an einen Schuppen als an ein Schulgebäude erinnerte.

Ich nahm Rattroch wortlos den Schlüssel aus der Hand und ging mit Bill zu der Schule hinüber, schloß auf und betrat den Anbau.

Sofort fiel mir das offene Fenster auf, aber das konnte der Polizist offengelassen haben. Bill schaltete das Licht ein.

Ich sah mich um. Altmodische Holzbänke und Pulte, ein Schreibtisch für die Lehrerin, eine Tafel. Das war alles. Sonst gab es nichts zu sehen.

Vor allem keine Leiche.

»Sie ist weg!« rief Bill.

»Das habe ich Ihnen doch gesagt!« erklang eine weiche, samtene Stimme in unserem Rücken.

Wir wirbelten herum und standen Kelly MacGowan gegenüber. Sie sah uns starr aus ihren sanften Augen an.

»Ich habe Sie gewarnt, aber Sie wollten nicht hören«, fuhr sie wie in Trance fort. »Ich habe gesagt, daß Sie sich beeilen sollen. Sie sind zu spät gekommen!«

***

Unter den Einwohnern von Ranverness gab es nur ein Gesprächsthema.

Die Ankunft der beiden Fremden.

Die verrücktesten Vermutungen und Gerüchte schwirrten von einem zum anderen. Mal waren es zwei hohe Regierungsbeamte, dann wieder berühmte Privatdetektive, dann die besten Vertreter von Scotland Yard.

Mrs. Rattroch hüllte sich in eisernes Schweigen und deutete nur an, sie wäre zu strengster Geheimhaltung verpflichtet worden, was natürlich nicht stimmte. Aber so wertete sie sich und ihren Mann auf.

Constabler Rattroch kam in voller Uniform wieder aus seinem Haus und eilte zur Schule hinüber. Er wurde unterwegs jedoch von seinen Nachbarn und Freunden aufgehalten und mit Fragen eingedeckt. Es vergingen Minuten, ehe er sich befreit hatte und seinen Weg fortsetzen konnte.

Der offenbar gewaltsame Tod der allgemein bekannten und beliebten Kräutersammlerin war schon eine Sensation und ein Schock gewesen. Nun noch die Ankunft der rätselhaften Fremden! Ranverness stand Kopf.

In der allgemeinen Aufregung achtete niemand auf den nahen Wald. Außerdem war es inzwischen dunkel geworden, so daß nur ein besonders scharfes Auge die schmächtige Gestalt erkannt hätte, die sich an das Dorf heranpirschte.

Es war eine der Personen, um die sich die Gespräche in Ranverness drehten – die alte Ethel.

Leicht vornübergebeugt schlurfte sie über die feuchte Wiese. Ihr Blick war starr nach vorne gerichtet. Ab und zu glitten ihre Lippen von den Zähnen zurück. Dann schimmerten die langen Vampirzähne.

Als sie die halbe Strecke zwischen Wald und Dorf zurückgelegt hatte, blieb sie stehen und lauschte.

Über dem Wald erschien wieder das flackernde Licht, der Widerschein eines mächtigen Feuers. Die Kräutersammlerin nickte, als habe sie eine lautlose Botschaft erhalten, und schlurfte weiter.

Sie hatte ihr Ziel entdeckt. Zwei junge Leute, deren Familien verfeindet waren, nutzten die Gelegenheit und verdrückten sich, so lange niemand auf sie achtete. Romeo und Julia in der Einöde des schottischen Hochlandes. Es war eine tödliche Romanze, denn in dieser Nacht gab es eine Dritte im Bunde, und sie war eine Abgesandte der Höllenmächte.

Der junge Mann zog seine Freundin hinter das letzte Haus des Dorfes. Hier war es so dunkel, daß niemand beobachten konnte, wie er das Mädchen umarmte und küßte.

»Ich halte diese Heimlichkeiten nicht mehr aus«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Wenn deine Eltern nicht nachgeben, dann verschwinden wir von hier.«

»Ich bin noch nicht volljährig«, antwortete sie leise. »Mein Vater würde mich sofort von der Polizei suchen lassen.«

»Aber in einem halben Jahr kannst du tun und lassen, was du willst.« Er drückte sie fest an sich. »Und dann hält uns hier nichts mehr.«

»Ich weiß nicht«, meinte sie zögernd.

»Ich habe ein wenig Angst davor, so einfach wegzugehen.«

»Willst du dein ganzes Leben in diesem Kaff verbringen?« Der junge Mann blickte sich um: »Warte einen Moment, ich bin gleich wieder bei dir. Wenn unsere Eltern nicht aufpassen, verschwinden wir in den Wald.«

Ehe sie protestieren konnte, lief er zurück zu den anderen.

Von der entgegengesetzten Seite näherte sich unaufhaltsam eine dunkle Gestalt.

Das Mädchen ging unruhig ein paar Schritte weiter.

Plötzlich stand eine Frau vor ihm.

Im ersten Moment dachte das Mädchen, es wäre seine Mutter. Doch dann trat die Frau noch näher an es heran und streckte ihm die Hände entgegen.

Es erkannte das Gesicht. »Ethel?« flüsterte es ungläubig.

Die Lippen glitten von langen, nadelspitzen Vampirzähnen zurück. Die Kräutersammlerin sprang ihr Opfer an.

Das Mädchen stieß einen grauenhaften Schrei aus. Es spürte den Biß aber nicht mehr, weil es in den Armen der alten Ethel tot zusammenbrach.

***

»Sie haben mir das Telegramm geschickt!« rief Bill Conolly spontan. »Das müssen Sie gewesen sein!«

Kelly MacGowan nickte. »Ich habe Ihre Artikel gelesen und sofort an Sie gedacht. Und ich bin extra nach Inverness gefahren. Hätte ich das Telegramm hier aufgegeben, hätte es fünf Minuten später jeder gewußt.«

»Wann haben Sie an meinen Freund gedacht?« fragte ich. »Was ist geschehen?«

»Ich war im Wald, Mr. Sinclair.« Sie wandte sich mir zu. »Ich gehe oft im Wald spazieren. Auch nachts. Ich habe keine Angst. Und ich habe gesehen, wie ein riesiger Vampir die alte Ethel gebissen und weggeschleppt hat.«

Ich schauderte. Es war noch schlimmer, als ich befürchtet hatte. Das war aber noch nicht alles.

»Ich habe auch gesehen, daß fürchterliche Schauergestalten die arme Ethel festgehalten haben, damit sie sich nicht wehren konnte«, fuhr Kelly fort. Ihre Augen waren auf die Bank gerichtet, auf welcher der Leichnam gelegen hatte. »Ich habe niemandem etwas erzählt. Die anderen im Dorf mögen mich ohnedies nicht besonders.«

»Das habe ich schon gemerkt«, platzte ich heraus. Gleich darauf tat es mir leid.

Kelly jedoch schüttelte den Kopf. »Das hat nichts damit zu tun, daß ich ein uneheliches Kind bin, Mr. Sinclair. Es kommt daher, daß ich manchmal Ahnungen und Visionen habe und Dinge erkenne, die anderen verborgen sind.«

»Latent parapsychologisch begabt«, murmelte Bill.

Vermutlich hatte er recht. Das hätte auch erklärt, wieso Kelly uns auf einer Straße entgegengegangen war, die eigentlich in unserer Dimension nicht existiert hatte. Diese Andersartigkeit erklärte auch die Abneigung der Dorfbewohner, die Kelly nicht verstanden.

»Wo ist die alte Ethel jetzt?« forschte ich. »Wurde ihre Leiche geraubt?«

Kelly zuckte die Schultern. »Ich glaube nicht, nein, Mr. Sinclair. Sie ist aus eigener Kraft weggegangen. Mehr weiß ich aber nicht.«

»Die ultimate Waffe des Bösen, die Sie in Ihrem Telegramm erwähnt haben.« Bill trat einen Schritt auf das Mädchen zu. »Was wissen Sie

darüber?«
Sie zuckte die Schultern. »Es war eine Vision, Mr. Conolly«, sagte sie hilflos. »Ich habe eine gigantische Schmiede gesehen, in der Dämonen und Geister eine Waffe herstellten. Ich weiß nur, daß sie fürchterlich ist. Wenn sie einmal fertig sein wird, kann ihr niemand widerstehen. Niemand!«
»Und wann wird sie fertig sein?« erkundigte ich mich beklommen.
Sie sah mich lange aus ihren leicht schräg stehenden dunklen Augen an.
»Bald schon, Mr. Sinclair. Sehr bald schon!« Ihre Stimme verebbte, ihre Augen wurden starr.
Ich machte Bill durch ein Kopfnicken auf den seltsamen Zustand des Mädchens aufmerksam, als sich die Tür des Schulraums öffnete. Der Constabler stürmte herein.
»Ach, Sie sind schon hier!« rief er. »Na, was sagen Sie, Sir? Was hat…?«
Er verstummte, als er die Leiche vermißte.
Ich beobachtete nur Kelly. Um die Schreckensrufe des Constablers kümmerte ich mich nicht.
Kellys Lippen waren blaß. Sie bebten und formten einzelne Wörter, die ich erst verstand, als ich mich zu ihr beugte.
»… kommt wieder… schon ganz nahe… ganz nahe… sie ist… Ethel… da… jetzt ist sie… da…«
»Wo ist die Leiche?« fragte Constabler Rattroch erschüttert. »Das ist doch gar nicht…«
Ich wirbelte zu Bill herum. »Schnell, die Kräuterfrau kommt wieder!«
Er hatte Kellys Schilderung vom Tod der alten Ethel gehört und begriff sofort, was ihre Rückkehr bedeutete.
Wir stürmten ins Freie.
Kaum verließen wir das Schulgebäude, als ein gräßlicher, schriller Schrei die Luft erzittern ließ.

***

Auf dem Platz vor der Polizeistation brach Panik aus. Aufgescheucht liefen die Menschen durcheinander. Offenbar wußten sie nicht, woher der Schrei gekommen war.
Nur ein junger Mann rannte zielstrebig auf den Dorfrand zu. Ich hetzte hinter ihm her.
»Jane?« schrie er in die Dunkelheit hinaus. »Jane, wo bist du? Antworte, Jane!«
Doch Jane antwortete nicht, wer immer das auch sein mochte.
Ich holte den jungen Mann ein, rannte an ihm vorbei und erreichte die letzten Häuser. Hier blendete mich keine Straßenbeleuchtung, so daß ich ein geisterhaftes Schimmern über dem Wald erblickte. Es sah

aus, als würde auf einer Lichtung ein mächtiges Feuer brennen.

»Die Dämonenschmiede!« rief Bill Conolly, der mich erreichte und neben mir stehenblieb.

Ich sah mich nach dem jungen Mann um, der uns an diesen Platz geführt hatte. Auch er lief nicht weiter, sondern sah sich verwirrt und ängstlich um.

»Wer ist Jane?« fragte ich ihn. Als er mir nicht antwortete, sondern wie von Sinnen in die Nacht hinausstarrte, rüttelte ich ihn an den Schultern. »Wer ist Jane?« schrie ich ihn an.

Er zuckte zusammen und erwachte wie aus einem tiefen Schlaf. »Jane Intock, meine Freundin«, stammelte er. »Ich habe sie hier zurückgelassen.«

»John!« Bill stieß mich an. »Dort drüben!«

Er deutete mit dem ausgestreckten Arm auf den Waldrand. Auf halbem Weg entdeckte ich eine gebeugte Gestalt, eine alte Frau, die einen schweren Gegenstand schleppte.

Ich schirmte meine Augen gegen den roten Feuerschein ab und erkannte den »Gegenstand«. Es war ein menschlicher Körper.

Bill schloß sich mir an, als ich die Verfolgung aufnahm. Mein Koffer stand noch in der Dorfschule. Ich hatte keine Zeit, um ihn zu holen. Ganz schutzlos war ich nicht, da um meinen Hals noch immer mein silbernes, geweihtes Kreuz hing.

»Das muß die alte Ethel sein!« rief Bill.

Ich antwortete nicht. Die Kräutersammlerin war von einem Vampir gebissen worden. Dann war sie aus der Schule geflohen und in den Wald zurückgekehrt – jetzt selbst schon ein Vampir. Und nun hatte sie sich ein Opfer geholt.

Vielleicht gab es noch eine Chance, das Mädchen zu retten. Die alte Ethel hatte Jane entführt und wollte sie ebenfalls in den Wald schleppen, um sie in einen Vampir zu verwandeln. Ich mußte das unter allen Umständen verhindern.

Wir hetzten über die unebene Wiese. An manchen Stellen sanken meine Füße in dem weichen Boden ein. Es schmatzte, wenn ich die Schuhe wieder herauszog. Trotzdem kehrte ich nicht um.

Das Leuchten über dem Wald verstärkte sich. Es wies mir den Weg und beleuchtete auch die beiden Gestalten vor uns.

Wir hatten bereits kräftig aufgeholt. Die alte Ethel kam nicht so schnell voran, weil sie das ohnmächtige oder tote Mädchen mitschleppte.

Jane hing schlaff in ihrem Griff. Ihre Beine schleiften über die Wiese.

Es sah nicht sehr ermutigend aus.

»Wir schaffen es!« schrie Bill zuversichtlich.

Meine Füße flogen förmlich über den tückischen Boden. Mitten im Lauf stieß ich gegen eine Unebenheit, ein besonders hohes

Grasbüschel. Es riß mir das rechte Bein weg. Ich warf die Arme in die Luft, stolperte, fing mich aber und rannte weiter. Aber dieses unglückliche Mädchen lebte nicht mehr. Aus größerer Nähe erkannte ich das.

So leicht ließ ich mich nicht aufhalten, trotz allem.

Schon griff ich nach meinem Kreuz, weil mich nur mehr ein Dutzend Schritte von dem weiblichen Vampir und seinem Opfer trennten. Doch da stieß Bill einen Schrei aus.

Ich wirbelte herum. Er steckte bereits bis zu den Hüften in der Erde – nicht in einem Sumpfloch, sondern in der Wiese. Und er versank rasch weiter.

Eine Geisterfalle!

Ich mußte die Verfolgung abbrechen und meinem Freund helfen. Sein Gesicht war leichenblaß und angstverzerrt. Hilfesuchend streckte er mir die Hände entgegen.

Ich holte das silberne Kreuz unter dem Hemd hervor und schlich geduckt näher. Das war kein Moor. Also halfen die üblichen Vorsichtsmaßregeln nicht. Entweder die Geisterfalle schnappte auch für mich zu, oder mein Kreuz schützte mich vor den bösen Einflüssen der Dämonen.

»Schnell, John!« rief Bill keuchend. »Sie ziehen mich in die Tiefe, ich…«

Ich packte seine rechte Hand und zerrte mit aller Kraft, aber er rührte sich nicht von der Stelle. Im Gegenteil, er sank noch ein Stück tiefer ein.

»So geht es nicht«, stöhnte er verzweifelt. »Dutzende von Händen und Klauen…«

»Sei still!« fuhr ich ihn an, nestelte das Kreuz von der Kette los, konzentrierte mich auf die Kraft dieser Waffe des Guten und preßte es gegen Bills Stirn.

Sofort war der entsetzliche Sog verschwunden, der ihn in die Tiefe zerrte. Teils befreite er sich selbst, teils zog ich ihn aus dem Erdloch. Taumelnd stand er endlich neben mir und starrte fassungslos in das ungefähr mannstiefe Loch. Im Widerschein der Flammen über dem Wald sah ich deutlich den Boden des Trichters.

»Ich sage dir, die hätten mich tiefer in die Erde hineingezogen«, murmelte Bill erschüttert. »Diese Bestien! Jetzt ist uns der Vampir durch die Lappen gegangen. Was ist mit dem Mädchen? Du hättest dich besser um diese Jane als um mich gekümmert. Vielleicht hättest du ihr noch helfen können.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin sicher, sie war tot«, behauptete ich. »Ich habe schon so viele Leichen gesehen, daß ich genau unterscheiden kann, ob jemand ohnmächtig oder tot ist.«

Bill klopfte sich das Erdreich von seinen Kleidern. »Vampire in

Schottland! Das hatten wir schon einmal. Soll das die gefährliche Waffe sein?«

Ich schüttelte den Kopf und starrte verbissen zum Wald. Dort drüben war der Vampir mit seinem Opfer verschwunden.

»Es steckt mehr dahinter, da gehe ich jede Wette ein«, erklärte ich leise. »Wenn ich nur wüßte, was es ist! Das ist nicht nur das Wüten von Vampiren.«

Bill klopfte mir auf die Schulter. »Vielen Dank, John. Du hast mir das Leben gerettet.«

»Das silberne Kreuz hat dich gerettet«, verbesserte ich ihn. »Komm, wir gehen ins Dorf zurück.«

»Wie bringen wir es den Leuten bei, und wie erklären wir es?« fragte er, als wir uns den Häusern näherten.

»Ich glaube, das wird nicht nötig sein.« Ich deutete auf die Dorfstraße, die von Menschen wie leergefegt war. »Vermutlich haben sie schon begriffen, was hier gespielt wird.«

»Da, ihr Freund wartete noch auf uns.« Bill räusperte sich, um seine Nervosität zu überspielen.

Mitten auf der Dorfstraße stand der junge Mann, der vorhin seine Freundin Jane gesucht hatte. Ängstlich und erwartungsvoll blickte er uns entgegen.

Wir blieben einige Schritte vor ihm stehen. Ich zuckte hilflos die Schultern.

Er warf sich herum und rannte wie von Furien gehetzt davon. Ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie es jetzt in ihm aussah, aber ich konnte nichts für ihn tun.

***

Auch Kelly MacGowan war nirgends zu sehen. Der ganze Ort wirkte wie ausgestorben.

»Die haben begriffen, daß sie einen Vampir ganz in ihrer Nähe haben«, stimmte Bill zu. »Du hast recht, John. Die Leute in dieser Gegend haben noch ein offenes Ohr für solche Geschichten, nicht so wie in London oder anderen Großstädten.«

Ich kam zu keiner Antwort, weil sich die Tür der Polizeistation öffnete. Constabler Rattroch steckte vorsichtig den Kopf mit der imposanten Hakennase heraus. Als er uns sah, merkte er, daß die Luft rein war, und wagte sich ins Freie.

»Sie wollen sich bestimmt in Ihrem Zimmer ausruhen, nicht wahr?« Er deutete einladend auf sein Haus. »Ich habe Ihr Gepäck bereits hineingebracht. Auch Ihren Koffer mit dem seltsamen Schloß, Sir!«

Dabei blickte er mich so erwartungsvoll an, daß ich sofort wußte, was er meinte. Er wollte wissen, was sich in meinem Spezialkoffer befand.

Ich dachte gar nicht daran, den Mann aufzuklären. »Danke, wir sehen uns das Zimmer an«, sagte ich nur und kniff Bill ein Auge zu.

Er nickte. Rattroch tat, als wäre nichts passiert. Er ignorierte jene Vorfälle, gegen die er machtlos war. Ihm und den anderen Dorfbewohnern war ein Licht aufgegangen. Schließlich hatten sie alle die Bißwunde des Vampirs am Hals der alten Ethel gesehen. Wahrscheinlich hatten auch ein paar von ihnen die alte Kräutersammlerin erkannt, als sie sich vorhin ihr Opfer geholt hatte.

Um in unser Zimmer zu gelangen, mußten wir die Amtsstube durchqueren. Die Einrichtung war spärlich und bestand nur aus einem Schreibtisch mit Telefon, einem Fernschreiber und einem Aktenschrank. An der Wand hing ein Bild Ihrer Majestät. Das war alles.

Das Zimmer hingegen war eine angenehme Überraschung, bequem und gemütlich. Hier ließ es sich schon einige Zeit aushalten.

»Eine Fundgrube für alle Freunde des rustikalen Stils der Highlander«, meinte Bill anerkennend. »Schade, daß wir aus einem so unerfreulichen Anlaß hier sind. Sheila wäre übrigens begeistert.«

Sein Gesicht verdüsterte sich, als er an seine Frau dachte. Eine Weile schwieg er sehr bedrückt.

Ich benutzte die Gelegenheit zum Auspacken. Mrs. Rattroch wollte uns unbedingt helfen und schielte dabei immer wieder auf meinen Spezialkoffer. Der jedoch blieb geschlossen, so daß sie endlich enttäuscht abzog.

Ich setzte mich auf mein Bett und blickte aus dem kleinen Fenster in die Nacht hinaus. Wir hatten einen direkten Ausblick auf den Wald und den Feuerschein über den Baumwipfeln.

»Die Dämonenschmiede«, murmelte ich. »Sie muß irgendwo dort drinnen im Wald liegen. Am liebsten würde ich sie mir sofort ansehen. Kommst du mit?«

»Bist du lebensmüde?« fragte Bill erschrocken. »Hat es dir nicht genügt, daß ich vorhin beinahe in der Erde versunken wäre? Jetzt in den Wald zu gehen, wäre reiner Wahnsinn. Natürlich komme ich mit!«

»Was würde Sheila dazu sagen?« meinte ich, als wir das Haus verließen.

»Sie braucht es ja nicht zu erfahren?« Bill lächelte verschmitzt.

»Wenn es schiefgeht, hast du auch keine Gelegenheit mehr, es ihr mitzuteilen«, erwiderte ich.

Sein Lächeln erlosch. »Du hast so eine wunderbare Art, John, einem Mut zu machen.«

***

Auf diesen gefährlichen Weg wollte ich meinen Koffer nicht mitschleppen. Deshalb holte ich nur jene Waffen heraus, die ich

wahrscheinlich brauchen konnte.
Mein silbernes Kreuz trug ich ohnedies am Hals. Dazu kam noch der Dolch in Kreuzform, den ich in meinen Gürtel steckte. Die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta hatte ich in der Schulterhalfter bei mir. Sie war eine starke, mächtige Waffe, doch sie wirkte nicht gegen alle bösen Geister und Dämonen. Manche konnten ihr widerstehen, zum Beispiel Vampire. Gegen sie setzte ich eine besondere Waffe ein, eine Pistole, die Bolzen verschoß. Diese Pistole schob ich in die Außentasche meiner Jacke.
»Du kommst wie ein wandelndes Waffenarsenal daher«, frotzelte Bill, als wir auf den Wald zuschritten. An seiner Stimme hörte ich, daß er nervös war.
Er meinte es scherzhaft, doch ich griff in meine Schulterhalfter und übergab ihm die Beretta mit den Silberkugeln. »Sicher ist sicher«, sagte ich und drückte ihm die Waffe in die Hand.
Er sah mich ernst an und nickte. »Danke, John.« Der Feuerschein ließ sein Gesicht nicht ganz so blaß erscheinen, wie es war.
Vorsichtig drangen wir in den Wald ein. Jeder von uns hatte eine starke Taschenlampe bei sich, einen richtigen Handscheinwerfer mit frischen Batterien. Wenn wir diesen Höllenwald lebend verlassen wollten, mußten wir alles vorausplanen und durften nichts dem Zufall überlassen.
Anfänglich verzichteten wir noch auf unsere Scheinwerfer, um die Batterien zu schonen. Erst nach einigen Minuten mußten wir sie einschalten. Zwischen den Bäumen wurde das Licht so schwach, daß wir kaum noch die Hand vor den Augen sehen konnten. Nur ganz weit entfernt in der Schwärze des Waldes glühte es rot zwischen den Stämmen.
»Totenstille«, flüsterte Bill. »Unheimlich.«
»Alles Leben ist aus der Nähe der Dämonenschmiede geflohen«, antwortete ich in dem gleichen Tonfall. Auch ich wagte nicht mehr, laut zu sprechen. Das Böse war fast körperlich zu spüren.
Wir waren etwa zehn Minuten unterwegs, als Bill stehenblieb. Er ließ den Strahl seines Scheinwerfers kreisen, bis er auf einer Stelle hängenblieb.
»Spuren«, flüsterte mein Begleiter.
Ich ging näher heran. Hier hatte ein Kampf stattgefunden, der aber schon einige Zeit zurücklag. »Vielleicht ist das die Stelle, an der die alte Ethel von den Dämonen überfallen und von dem Vampir gebissen wurde«, sagte ich gedämpft und schauderte bei dem Anblick der tiefen Risse im Erdboden. Das Moos war in dicken Büscheln ausgerissen. In den Baumstämmen klafften Löcher, in die ich meine Faust schieben konnte.
»Was waren das nur für Bestien«, murmelte Bill. »Komm, wir

verschwinden hier.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Je schneller wir die Dämonenschmiede erreichten, desto eher konnten wir die Waffe des Bösen zerstören.

»Halt dich dicht neben mir«, zischte ich meinem Freund zu. »Ich glaube, es wird gleich heiß hergehen.«

Bill warf mir einen erstaunten Blick zu. Ich konnte nicht sagen, wieso ich ein mulmiges Gefühl hatte, aber Vorsicht war besser als der sogenannte Heldentod.

Wir waren noch keine zehn Schritte gegangen, als links von uns Zweige brachen. Ich wirbelte herum und lenkte den Scheinwerferstrahl auf die Stelle. Dort war nichts zu sehen. Auf der anderen Seite leuchtete Bill den Wald aus.

Von allen Seiten drangen jetzt Geräusche zu uns, ohne daß wir feststellen konnten, woher sie genau kamen und wer sie verursachte.

»Weiter«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Nicht ablenken lassen!«

Bill hielt die Beretta schußbereit. Ich ließ das Kreuz offen um meinen Hals baumeln.

Die Geräusche verstärkten sich. Von Zeit zu Zeit glaubte ich, zwischen den Stämmen einen huschenden Schatten zu sehen. Doch jedesmal, wenn ich in die Richtung leuchtete, war niemand mehr da.

»Wir haben Geleitschutz«, stellte Bill zynisch fest.

Zu dem unheimlichen nächtlichen Konzert gesellte sich ein neues Geräusch. Es kam von oben und hörte sich an, als würde ein riesiger Vogel mit seinen Schwingen schlagen.

»Ich leuchte«, flüsterte ich meinem Begleiter zu. »Du behältst die Umgebung im Auge.«

Wir hatten inzwischen eine kleine Lichtung erreicht, so daß ich einen freien Blick nach oben hatte. Der nächtliche Himmel war noch immer vom Widerschein der Flammen erleuchtet. Undeutlich sah ich hoch über uns einen massigen Körper in der Luft hängen.

Er wich meinem Scheinwerferstrahl aus, doch endlich erwischte ich ihn voll. Von oben klang ein schriller Schrei zu uns herunter.

Mir gefror fast das Blut in den Adern. Es war ein riesiger Vampir, der über der Lichtung seine Kreise zog und den mein Licht blendete. Wahrscheinlich war es sogar dieselbe Bestie, die die alte Ethel getötet hatte.

»Bleib ganz ruhig stehen«, wies ich Bill an. »Nur schießen, wenn sie uns angreifen.«

Bei einem kurzen Rundblick sah ich, daß wir eingekreist waren. Offenbar wollten es die Dämonen auf dieser Waldlichtung zu einem Kampf kommen lassen.

Bill hielt schon die Beretta schußbereit. Ich zog die Bolzen

verschießende Pistole und entsicherte sie.

»Sie kommen immer näher, John«, flüsterte Bill heiser.

»Ruhig bleiben, ganz ruhig«, gab ich zurück, obwohl ich selbst alles andere als ruhig war.

Eine Minute verging qualvoll langsam, dann noch eine. Nichts rührte sich. Die Schauergestalten verharrten auf ihren Plätzen und kamen nicht aus ihren Verstecken hervor. Auch der Vampir kreiste weiter über der Lichtung, als warte er auf einen lautlosen Befehl.

Ich stieß Bill an und deutete tiefer in den Wald hinein.

Das rote Glühen verstärkte sich.

Plötzlich schoß mit donnerndem Fauchen eine riesige Stichflamme in den nächtlichen Himmel. Ein Funkenregen ergoß sich nach allen Seiten.

Das war das Zeichen zum Angriff.

Die Dämonen stürzten sich auf uns.

***

Auch Liza MacGowan, die Lehrerin von Ranverness, kümmerte sich wenig um ihre Tochter Kelly. Sie hatte das Mädchen großgezogen und dabei unter den bissigen Bemerkungen ihrer Mitmenschen gelitten. Das hatte das Verhältnis zu ihrer Tochter nicht belastet.

Doch dann waren die verborgenen Talente des Mädchens immer deutlicher an den Tag gekommen. Damit konnte Liza MacGowan nun gar nichts anfangen. Sie liebte ihre Tochter zwar noch immer, zog sich jedoch mehr und mehr von ihr zurück.

Daher kam es, daß Kelly weitgehend ungezwungen aufgewachsen war und immer tat, was ihr gerade in den Sinn kam. Sie verließ das Haus und kehrte zurück, wann immer es ihr einfiel. Niemand fragte sie, warum sie etwas tat.

So merkte es auch niemand, als sich Kelly kurz vor Mitternacht aus dem Schulgebäude schlich und zum Wald lief. Die Dorfbewohner hielten sich in ihren Häusern verborgen. Wer nicht schlief, tat wenigstens so. Keiner wollte etwas mit den unheimlichen Vorgängen im Dorf zu tun haben.

Kelly lief leichtfüßig über die Wiese. Sie war ein Naturkind, das von der Zivilisation weitgehend unverdorben geblieben war. Sie brauchte keine helle Beleuchtung, um ihren Weg zu finden. Auch im Wald stolperte sie nicht ein einziges Mal oder lief gegen einen Baumstamm. Geschickt wich sie allen Hindernissen aus.

Dabei hätte ein zufälliger Beobachter gesehen, daß ihre Augen weit offenstanden und ihr Blick starr nach vorne gerichtet war. Sie wirkte wie eine Schlafwandlerin.

Kelly hatte eine Vision gehabt. Die beiden Männer, die heute in das Dorf gekommen waren und die sie mochte, waren in Gefahr. In

tödlicher Gefahr. Sie wollte den beiden helfen, obwohl sie keine Ahnung hatte, wie sie das anstellen sollte. Sie wußte auch nicht, welcher Art die Gefahr war. Sie handelte rein instinktiv und gehorchte einer inneren Stimme, die sie sich nicht erklären konnte.

Als mitten im Wald die Feuersäule hochstieg und der Funkenregen auf die Bäume niederging, schrie Kelly entsetzt auf. Verwirrt blieb sie stehen und schüttelte sich.

Ganz deutlich merkte sie, daß sie zu spät kam. Sie konnte Oberinspektor Sinclair und den Reporter Bill Conolly nicht mehr vor der Gefahr warnen oder sie rechtzeitig aus dem Wald herausführen. Aber vielleicht gab es noch eine Möglichkeit, die beiden vor dem Schlimmsten zu bewahren.

Als Kelly weiterlief, hörte sie einen scharfen Knall.

Ein Schuß!

Weitere Schüsse folgten. Kelly rannte, so schnell sie konnte. Jetzt ging es um Sekunden.

Sekunden, die über das Leben von Oberinspektor Sinclair und Bill Conolly entschieden.

***

Bill feuerte den ersten Schuß ab. Ein grauenerregender Schrei folgte. Eines der anstürmenden Monstren zerplatzte förmlich, als es von der Silberkugel getroffen wurde.

»Geh sparsam mit der Munition um!« schrie ich Bill zu und feuerte einen Bolzen gegen ein Scheusal mit vier Beinen und zwei Köpfen ab. Das Monster verging.

Über mir ertönte ein greller, durch Mark und Bein gehender Schrei. Ich warf den Kopf in den Nacken.

Der zweite Vampir stieß auf uns herunter. Er legte die Arme an den Körper an. Sein Maul stand weit offen. Sogar in den wenigen Sekundenbruchteilen, die mir noch blieben, sah ich die langen, nadelspitzen Zähne blitzen.

Die Pistole in meiner Hand flog hoch. Mein Zeigefinger krümmte sich.

Ich feuerte zu schnell, aber ich hatte keine andere Wahl.

Der Bolzen verließ den Lauf und traf den Vampir, allerdings nicht tödlich.

Der Vampir wurde herumgewirbelt. Unsicher torkelte er durch die Luft und prallte gegen einen Baum.

Als ich zum zweiten Mal anlegte, schob sich ein Baum zwischen mich und das Ziel. Der Vampir war in Deckung gegangen.

In einer ungenauen Spirale schraubte er sich wieder in den nächtlichen Himmel und verschwand in Richtung Schmiede. Sekundenlang beobachtete ich noch den schwankenden Flug des

kleiner werdenden Körpers, dann mußte ich mich um die nächste Umgebung kümmern.

Bill hatte inzwischen mehrere Schüsse abgegeben. Ich hatte nicht mitgezählt, aber viele Kugeln konnten nicht mehr im Magazin der Beretta stecken.

»Es sind zu viele!« schrie er mir zu. »Das schaffen wir nicht!«

Das sah ich selbst! Wenn Bill mit einem gezielten Schuß einen der Dämonen niederstreckte, quollen an seiner Stelle zwei andere zwischen den Bäumen hervor. Die Hölle gab sich ein Stelldichein im Wald bei Ranverness!

»Wir müssen weg von hier!« rief ich keuchend.

»Aber wie?« Bill wirbelte nach rechts und drückte ab.

Ein Monster, das wie ein überdimensionaler Bär mit einem menschlichen Schädel aussah, prallte zurück, tat noch ein paar schwankende Schritte und stürzte zu Boden.

»John, neben dir!« schrie Bill und fuhr zu der anderen Seite herum. Er mußte zwei Wesen mit Geierköpfen und schuppigen Fischleibern abwehren.

Ich drehte mich rasch um. Neben mir wuchs ein Skelett aus dem Boden. Rote Augen glühten mich aus den Höhlen des Schädels an. Lange gelbe Zähne schnappten nach mir.

Ich steckte die Pistole hastig weg. Gegen dieses Gerippe kam ich nicht mit einem Bolzen an.

Statt dessen fuhr meine Hand an den Gürtel. Ich riß den Dolch mit dem kreuzförmigen Griff hervor.

Als das Skelett die knochigen Finger nach mir ausstreckte, stach ich zu. Die Klinge schrammte über die Knochen.

Ein schriller Ton entstand, als würde jemand mit einem spitzen Stein über eine Glasplatte kratzen.

Das Skelett taumelte zurück, löste sich in seine Bestandteile auf und bildete Sekunden später nur mehr einen Haufen Knochen.

»John!«

Bill schrie in Todesnot.

Ich erkannte augenblicklich, daß es zu viele Gegner für meinen Freund waren. Die beiden Geierwesen bedrängten Bill hart. Eines von ihnen war offenbar schon von einer Silberkugel getroffen, weil es sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, aber es schnappte mit seinem Geierschnabel nach meinem Freund. Der zweite Dämon war noch voll bei Kräften. Er versuchte, John mit seinen klauenbewehrten Zähnen die Beine wegzuschlagen.

John hielt dem Ungeheuer die Beretta gegen die Brust und drückte ab.

Nichts geschah.

Die Waffe war leer.

Mein Freund steckte sie in den Gürtel und wollte mit bloßen Fäusten auf die Dämonenwesen losgehen. Es wäre Selbstmord gewesen, doch ich konnte ihn im letzten Moment noch zurückreißen.

Der silberne Dolch zischte durch die Luft. Zuerst berührte er den bereits angeschlagenen Dämon, der lautlos zusammenbrach. Er schmolz dahin, als habe man aus einem Ballon die Luft herausgelassen. Ein unerträglicher Pesthauch wehte uns entgegen und raubte uns den Atem.

Der zweite Dämon traf mich mit seinem Schnabel. Die in dem Geierkopf funkelnden Augen glühten triumphierend auf. Ich spürte einen scharfen Schmerz im linken Arm und stach zu.

Ich fühlte, wie ein Ruck durch die Waffe ging, zog sie wieder zurück und riß Bill mit mir.

Mein sechster Sinn hatte mich rechtzeitig gewarnt. Der Dämon zerplatzte. Dampf- und Rauchwolken kringelten sich. Es stank nach Säure, Schwefel und Verwesung.

Der Kampf mit dem geierartigen Ungeheuer hatte uns für Momente abgelenkt. Bill erhielt einen Stoß und flog gegen mich. Er riß mich von den Beinen. Gemeinsam stürzten wir auf den weichen Boden.

Noch einmal zog ich meine Pistole und zielte auf die schuppigen, dampfenden, zuckenden Leiber der angreifenden Dämonen. Doch ich schoß vergebens.

»Das Kreuz!« schrie Bill verzweifelt und packte danach.

Er klammerte sich an meinem silbernen Kreuz fest und trat nach einem kopflosen, wolfsähnlichen Wesen, aus dessen Halsstumpf uns ein einziges grünes Auge entgegenglühte.

Wo sein Schuh das zottige, zerlumpte Fell des Monsters traf, sprühten Funken. Das Ungeheuer flog wie von einem Katapult geschnellt durch die Luft und überschlug sich.

Auch ich berührte mein silbernes Kreuz und trat und schlug nach den Bestien, doch unsere Waffen waren leergeschossen. Nur der Dolch reichte gegen diese erdrückte Übermacht nicht aus.

Mit einer donnernden Explosion stieg eine zweite Flammensäule zum Himmel hoch. Wie bei einem höllischen Feuerwerk ergossen sich die Funken auf die Waldlichtung und beleuchteten ein schauerliches Bild.

Mehr und mehr Dämonen quollen zwischen den Bäumen hervor. Eine unübersehbare Flut von Monstren wälzte sich auf uns zu.

Es war nur mehr eine Frage von Sekunden, bis sie uns zermalmten.

Wir waren verloren.

Da bäumte sich Bill noch einmal auf. »Sheila!« schrie er qualvoll.

Aber auch das nützte nichts mehr. Seine Frau würde nie erfahren, daß sein letztes Wort vor seinem Tod ihr gegolten hatte.

***

Sheila Conolly stand knapp vor dem Durchdrehen.

Es war nicht das erste Mal, daß sich Bill auf einen gefährlichen Einsatz wagte. Es war auch nicht das erste Mal, daß er etwas mit John unternahm.

Dennoch war jetzt alles anders. Sie wußte selbst nicht, warum sie so aufgeregt war, aber sie konnte einfach nicht schlafen.

Rastlos lief sie durch den Bungalow und den Garten.

Um elf Uhr nachts blieb sie vor dem im Haus angelegten Pool stehen und starrte in das bläulichschimmernde Wasser. Endlich streifte sie mit einer hastigen Bewegung ihren Morgenmantel ab, warf ihr blondes, langes Haar nach hinten und sprang mit einem eleganten Kopfsprung ins Wasser.

Zwanzig Längen kraulte sie, ging anschließend unter die heiße Dusche und frottierte sich trocken. Doch als sie zehn Minuten später wieder in ihrem Bett lag, wollte sich der Schlaf noch immer nicht einstellen. Sie war hellwach, obwohl sie sich zerschlagen fühlte.

Ihre Blicke tasteten nach dem Wecker. Es ging auf Mitternacht zu. Das Gefühl, jeden Moment müsse etwas Grauenhaftes passieren, verstärkte sich.

Mit einem tiefen Seufzen ließ sie sich zurücksinken. Warum nur hatte sie die Einwilligung gegeben, daß Bill loszog? Sie hatte doch gewußt, daß die beiden nicht zum Fischen nach Schottland fuhren!

Sie gab sich selbst die Antwort. Hätte sie es Bill verboten, wäre er zwar zu Hause geblieben, hätte sich jedoch nur zähneknirschend gefügt. Er hätte den Wunsch seiner Frau respektiert, weil er ihre Angst um seine Sicherheit verstand, doch die Unzufriedenheit wäre geblieben und hätte ihre Ehe belastet. Und das wollte Sheila auf gar keinen Fall riskieren.

»Bill«, flüsterte sie. Sie dachte so intensiv an ihren Mann, daß sie einen Moment glaubte, ihn wirklich zu sehen. Er stand auf einer dunklen Waldlichtung. Im Hintergrund loderte Feuerschein. John Sinclair, der Geisterjäger, stand Rücken an Rücken mit Bill. Schauerliche Wesen drangen auf die beiden ein.

»Bill?« schrie Sheila auf und faßte sich an die Stirn. Im selben Moment war das Bild verschwunden. Sie schüttelte den Kopf. Bestimmt hatte sie sich alles nur eingebildet.

Trotzdem blieb die Unruhe. Sheila Conolly versuchte, sich dadurch zu beruhigen, daß sie sich an vergangene Abenteuer ihres Mannes erinnerte. Sie hatten alle gut geendet, nicht zuletzt, weil der Geisterjäger tatkräftig eingegriffen hatte.

Da war zum Beispiel die Dämonenfalle, in die Sheila bei der Geburt ihres Sohnes gegangen war. Es hätte damals nicht viel gefehlt, und Bill, sie und ihr ungeborenes Kind wären einem Dämon zum Opfer gefallen. Doch letztlich waren sie auch damals davongekommen, weil

John Sinclair ihnen geholfen hatte.
Trotzdem… Diesmal ließ sich die Angst nicht vertreiben. Sie saß wie ein Stahlband um Sheilas Brust und schnürte ihr den Atem ab.
Unendlich langsam schoben sich die Zeiger auf Mitternacht zu. Irgendwo schlug eine Turmuhr. Es war totenstill in dem Bungalow.
Sheila Conolly liebte dieses Haus, doch jetzt kam es ihr wie ein Gefängnis vor.
Das schlimmste aber war, daß sie die tödliche Gefahr ahnte, nichts aber dagegen tun konnte. Wie sollte sie ihm auch auf diese Distanz hinweg helfen?
Ihre Hände krampften sich ineinander, als der Minutenzeiger über die Zwölf glitt. Sie setzte sich stocksteif im Bett auf und starrte aus dem Fenster in den dunklen Garten hinaus.
Plötzlich schlug sie die Hände vor den Mund.
Aus weiter Ferne drang ein verzweifelter Ruf an ihr Ohr.
Sheila!
Es klang wie ein Todesschrei.
»Bill!« Zitternd stieß sie den Namen ihres Mannes hervor. »Mein Gott, Bill!«
Sie wußte, daß es seine Stimme gewesen war – und daß er sie in höchster Todesgefahr gerufen hatte.

***

Bill schrie etwas. Ich konnte es nicht verstehen, weil das Brüllen und Toben der heranstürmenden Dämonen alles andere übertönte.
Immer wieder ergossen sich Funkenregen über die Waldlichtung, auf der sich die abstoßenden Leiber der Fabelwesen übereinanderschoben. Einer bedrängte den anderen in dem Verlangen, als erster bei uns zu sein und uns zu töten.
Ich führte Stich um Stich nach den Dämonen. Bill schlug mit der leergeschossenen Beretta und trat um sich. Die Kraft des Kreuzes half uns. Ohne diese Waffe wären wir schon längst verloren gewesen.
Aber immer öfter gelang es einem der abscheulichen Wesen, zu uns durchzubrechen und nach uns zu schlagen. Meine Kleider hingen in Fetzen. Ich blutete bereits aus zahlreichen Wunden, auch wenn noch keine von ihnen lebensgefährlich war.
Dicht vor meinen Augen zerstoben einige besonders große Funken aus der Dämonenschmiede und blendeten mich für Sekunden. Ich konnte mich überhaupt nicht mehr verteidigen, weil ich keine Gegner sah. Dennoch trat und stach ich um mich.
Ich riß die Augen auf. Feurige Sterne tanzten durch die Luft, aber meine Füße und der Dolch trafen auf keinen Widerstand. Es dauerte einige Sekunden, bis ich begriff, daß schlagartig absolute Stille herrschte.

Verwirrt blinzelte ich. Die Blendung ließ nach. Ich konnte schemenhaft die Umgebung erkennen.

Direkt vor mir ragte eine Gestalt auf und beugte sich zu mir herunter.

Schon wollte ich zuschlagen, als ich im letzten Moment meine Hand zurückriß. Das war kein Dämon, sondern ein Mensch!

Es war Kelly!

Das Mädchen streckte mir die Hand entgegen und wollte mir aufhelfen. Nur undeutlich sah ich sein Gesicht. Es wurde dunkler und dunkler auf der Lichtung des Todes.

Keuchend und ächzend holte ich tief Luft und sah mich um. Die Dämonen waren noch da, aber sie zogen sich scheu zurück. Immer mehr von diesen widerwärtigen Wesen verschwanden im Wald.

»Mr. Sinclair, kommen Sie!« Kelly MacGowan ergriff meine Hand und zog mich vom Boden hoch. »Kommen Sie, wir müssen weg von hier!«

Ich kam torkelnd auf die Beine. Benommen starrte ich in das ernste Gesicht des Mädchens. Ich konnte es einfach nicht fassen, daß ich noch lebte.

Ein langgezogenes, schmerzliches Stöhnen erinnerte mich an Bill. Erschrocken bückte ich mich und faßte ihn am Arm.

Er war bei Bewußtsein. Seine Augen waren starr auf mich gerichtet. Kalter Angstschweiß stand auf seiner Stirn.

»Kelly, unsere Taschenlampen!« stieß ich hervor.

Sie entfernte sich und suchte, während ich Bill hochzog. Er schwankte und stützte sich schwer auf mich.

»Wir leben«, flüsterte er. »Wieso? Ich… ich dachte… jetzt ist es aus!«

Kelly kam mit den Taschenlampen zurück. Wir schalteten sie ein, weil das Leuchten der Dämonenschmiede vollständig verschwunden war. Als ich den Strahl meines Scheinwerfers kreisen ließ, war von den Dämonen keine Spur mehr zu entdecken, und zwar weder von den lebenden noch von denen, die wir vernichtet hatten.

»Sie sind weg!« Bill legte den Kopf in den Nacken und begann, schallend zu lachen. Angestaute Anspannung und ausgestandene Todesangst entluden sich in diesem krampfartigen Lachen.

Langsam begriff ich, daß unsere Rettung etwas mit Kellys Auftauchen auf der Waldlichtung zu tun haben mußte. Die Dämonen waren wild entschlossen gewesen, uns zu vernichten. Weshalb also hätten sie sich zurückziehen sollen? Unsere Waffen hätten nicht ausgereicht, um sie zu vertreiben, und freiwillig waren sie bestimmt nicht gegangen.

Plötzlich betrachtete ich dieses Mädchen mit anderen Augen. Wir hatten zwar schon vermutet, daß sie latent parapsychisch begabt war, doch in ihr mußten bisher unbekannte Kräfte schlummern.

»Gehen wir«, sagte ich rauh und biß die Zähne zusammen. An meinem Körper gab es keine Stelle, die nicht zerkratzt oder geprellt war. Für meine Kleider gab es nur mehr einen geeigneten Platz,

nämlich die Mülltonne.

Bill sah nicht viel besser aus. Genaugenommen konnten wir uns gar nicht mehr auf den Beinen halten, aber die Erleichterung über unsere Rettung verlieh uns neue Kraft. Außerdem wollten wir so schnell wie möglich diesen schauerlichen Wald verlassen, bevor die Dämonen ein zweites Mal angriffen.

In dieser Nacht konnten wir nicht mehr daran denken, die Dämonenschmiede zu suchen. Damit mußten wir bis zum Tagesanbruch warten.

Hoffentlich war es bis dahin noch nicht zu spät. Kelly hatte gesagt, daß die fürchterliche Waffe schon bald fertig sein sollte.

Wir hatten nun eine Kostprobe der Macht dieser Dämonen erhalten. Wenn ihre Waffe alles übertraf, dann stand uns tatsächlich eine schreckliche Zeit bevor.

***

Erst außerhalb des Waldes fand ich Gelegenheit, mit Kelly MacGowan zu sprechen.

»Wieso haben Sie uns eigentlich gefunden, Kelly?« fragte ich, während wir rasch ausschritten. »Sind Sie uns gefolgt?«

Sie schüttelte den Kopf, daß ihre blonden Haare flogen.

»Ich mag Sie beide«, erklärte sie einfach. »Darum bin ich in Gedanken mit Ihnen gegangen und habe gefühlt, daß Ihnen Gefahr droht. Das ist alles.«

Bill hatte sich inzwischen einigermaßen erholt. Ihm schien die Erklärung des Mädchens zu einfach zu sein. »Wenn Sie gewußt haben, Kelly, daß es eine so große Gefahr gibt, warum sind Sie in den Wald gelaufen? Eine Gefahr, mit der nicht einmal wir beide fertig werden konnten! Und wir haben Waffen gegen das Böse, Sie nicht.«

Gespannt wartete ich auf ihre Antwort. Vielleicht lüftete sich jetzt das Geheimnis.

»Es stimmt, ich habe keine Waffen.« Kelly sah uns mit entwaffnender Ehrlichkeit an. »Aber sollte ich warten, was mit Ihnen beiden geschieht? Ich mag Sie wirklich, und ich weiß, daß Sie uns allen helfen wollen. Da kann ich doch nicht zu Hause bleiben und Däumchen drehen!«

»Kelly!« Ich nahm ihre Hand und hielt sie fest. Für sie mochte es wie eine freundschaftliche Geste aussehen. Ich wollte aber körperlichen Kontakt zu ihr haben, damit ich leichter feststellen konnte, wie sie auf meine Fragen reagierte. »Kelly, Sie haben gefühlt, daß wir in Gefahr sind. Dann sind Sie in den Wald gelaufen und haben uns gefunden. Wie haben Sie die Dämonen vertrieben?«

»Dämonen?« In ihrer Stimme schwang Erstaunen mit. »Was für Dämonen?«

Ich stutzte. »Haben Sie auf der Lichtung nichts gesehen?« forschte ich.

Sie blieb stehen. Ihre Hand lag ganz ruhig und locker in meiner. »Natürlich, Mr. Sinclair. Sie beide. Sie lagen auf dem Boden und waren verletzt. Wieso eigentlich? Was ist denn passiert?«

Überrascht sah ich zu Bill hinüber. Er zuckte die Schultern.

»Kelly, Sie haben wirklich nichts gesehen? Es war niemand außer uns auf der Lichtung?«

»Niemand«, bestätigte sie.

»Und als sie uns entgegengegangen sind bei unserer Ankunft«, fiel Bill ein. »Unser Auto stand mitten auf der Straße. Wir daneben. Haben Sie da etwas bemerkt?«

Sie schüttelte verblüfft den Kopf. »Es war alles wie immer, Mr. Conolly. Nichts Besonderes. Wieso?«

Bill schwieg, und auch ich überging ihre Frage. »Sie waren dabei, als die alte Ethel starb. Sie haben von häßlichen Wesen gesprochen. Ist das richtig?«

Sie schauderte. »Ja, das ist richtig! Es wären entsetzliche Gestalten. Ganz schrecklich war dieser Mann, der aus dem Himmel herunterkam.«

Sie drehte sich um und lief davon, ohne sich weiter um uns zu kümmern. Die Erinnerung hatte sie wahrscheinlich zu sehr aufgewühlt. Da sie zur Schule lief und im Haus ihrer Mutter verschwand, kümmerte ich mich nicht weiter um sie. Dort war sie gut aufgehoben.

»Merkwürdig«, meinte Bill, während wir auf die Polizeistation zugingen. »Beim ersten Mal hat sie die Dämonen gesehen, jetzt nicht.«

»Und sie hat den Höllensumpf nicht bemerkt, der uns aufhalten sollte.« Ich zuckte die Schultern. »Ich verstehe es auch nicht, Bill. Sehen wir zu, daß wir unsere Kleider loswerden und uns verarzten. Das ist im Moment das wichtigste.«

Die Tür der Polizeistation war verschlossen. Auf unser Klopfen kam Constabler Rattroch sofort und öffnete. Seine Augen weiteten sich, als er unseren Zustand sah, aber er stellte keine Fragen.

Bill deutete auf das Telefon. »Darf ich anrufen?« fragte er und ging sofort an den Apparat. »Ich muß Sheila beruhigen.«

Ich sah auf meine Uhr. »Es ist ein Uhr nachts vorbei, mein Bester. Ich würde sagen, du solltest Sheila schlafen lassen.«

Seine Augen bekamen einen entrückten Ausdruck. »Nein, sie schläft nicht«, murmelte er. »Sie muß mich gehört haben.«

Ich verstand zwar nicht, was er meinte, aber ich ließ ihn telefonieren. Ich selbst ging schon in unser Zimmer und sorgte dafür, daß ich wieder ein einigermaßen menschliches Aussehen bekam. Ich war gerade mit dem Gröbsten fertig, als Bill kam.

»Sie hat mich tatsächlich gehört, ob du es glaubst oder nicht«, sagte er strahlend. »Du ahnst gar nicht, John, wie glücklich sie jetzt war.«

»Sie hat dich gehört?« fragte ich verblüfft. »Wie meinst du das, Bill?«

»Erinnerst du dich nicht? Draußen auf der Waldlichtung, als ich glaubte, es wäre alles aus. Ich habe Sheilas Namen gerufen. Das hat sie gehört. Genau zur selben Zeit. Lach mich nicht aus, John, aber das ist die Wahrheit.«

Ich schüttelte den Kopf. »Warum sollte ich dich auslachen? Wir haben doch schon oft genug festgestellt, wie viele Dinge es zwischen Himmel und Erde gibt, die wir nicht mit unserem menschlichen Verstand erklären können.«

Bill grinste endlich wieder sorglos, wie ich es von ihm gewohnt war. »Das hast du jetzt geklaut, John! Diesen Ausspruch hat vor dir schon ein wesentlich Berühmterer gemacht.«

Achselzuckend öffnete ich meinen Spezialkoffer. »Könnte aber auch von mir sein«, antwortete ich lachend.

Anschließend lud ich sorgfältig die Beretta mit neuen Silberkugeln und die zweite Pistole mit Bolzen. Den Dolch legte ich nicht in den Spezialkoffer zurück. In dieser Nacht schob ich die Waffe lieber unter mein Kopfkissen.

»Man kann nie wissen«, sagte ich, als ich Bills fragenden Blick bemerkte. »Ich glaube, meine Waffen werden diesmal mehr zu tun bekommen als sonst.«

»Worauf du wetten kannst«, murmelte er, streckte sich in seinem Bett aus und war im nächsten Moment eingeschlafen.

Ich löschte das Licht und warf noch einen Blick zum Wald hinüber. Das rote Leuchten war verschwunden. Stille und Ruhe waren eingekehrt.

Eine trügerische Ruhe, denn irgendwo da draußen arbeitete die Dämonenschmiede an einer fürchterlichen Waffe.

***

Die restliche Nacht verlief ohne Störungen. Der folgende Tag war ein Sonntag, der achte August. Als wir um neun Uhr nach unten in den Wohnraum kamen, wartete Mrs. Rattroch schon mit einem Frühstück auf uns, das sich in jedem Drei-Sterne-Hotel sehen lassen konnte.

»Ich habe einen Verdacht«, sagte Bill augenzwinkernd, nachdem Mrs. Rattroch alles auf dem Tisch aufgebaut und sich zurückgezogen hatte. »Ich glaube, sie will Eindruck auf dich machen. Du sollst die Karriere ihres Mannes fördern. Vielleicht ist sie das Leben in diesem Dorf leid.«

»Wie wäre es mit einer Reportage über Dorfpolizisten?« schlug ich vor. »Du kannst ein paar Geschichten aus dem Leben von Constabler Rattroch beschreiben. Zum Beispiel die Sache mit der Kräuterfrau, die er tot im Wald gefunden hat und die zu einem Vampir wurde. Deine

Leser wären sicher begeistert.«
»Und würden kein Wort glauben«, ergänzte er eifrig kauend. »John, nach dem Frühstück gehen wir noch einmal in den Wald. Wir müssen diese Dämonenschmiede finden.«
»Du sagst es.« Ich spülte die gebratenen Würstchen mit einem; Schluck Tee hinunter und starrte angestrengt in die Schale mit der kalten Milch und den Cornflakes. »Ob uns Kelly MacGowan bei der Suche helfen könnte?«
»Keine schlechte Idee«, meinte mein Freund. »Sie sieht und fühlt mehr als wir.«
Nach dem Frühstück gingen wir zur Schule hinüber. Auf unser Klopfen öffnete eine kleine, zarte Frau Mitte vierzig. Sie hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Kelly.
»Meine Tochter ist nicht hier«, antwortete sie auf unsere Frage. »Ich habe keine Ahnung, wo sie sich herumtreibt.«
»Es wäre aber sehr wichtig, Mrs. MacGowan«, sagte ich.
»Miß MacGowan«, antwortete sie mit einem Anflug von Bitterkeit. »Nennen Sie mich Miß. Meine lieben Mitmenschen haben dafür gesorgt, daß ich es nicht vergesse, daß ich nie verheiratet war.«
Bill und ich sahen uns betreten an. Das Leben war mit dieser Frau sicher nicht sanft umgesprungen.
»Es ist sehr wichtig.« Bill versuchte es auf die charmante Tour. Sheila wäre vermutlich vor Eifersucht zersprungen, hätte sie sein Lächeln gesehen. Und Liza MacGowan, die Lehrerin, war attraktiv genug, daß Sheila eifersüchtig werden konnte. »Wir müssen unbedingt mit Ihrer Tochter sprechen. Jetzt! gleich!«
Ein müder Blick traf uns aus ihren Augen. »Ich weiß seit Jahren nicht, was meine Tochter treibt. Sie kommt und geht wie der Wind, sagt sie selbst, und das stimmt auch. Sonst sagt sie nie viel Vernünftiges, aber in diesem einen Punkt trifft sie den Nagel auf den Kopf. Entschuldigen Sie mich jetzt, ich habe zu tun.«
Damit schloß sie die Tür und ließ uns vor dem Haus stehen.
»Gehen wir«, murmelte ich. »Wir haben genug Probleme am Hals, da können wir uns nicht auch noch in die Probleme einer leidgeprüften Mutter einmischen.«
»Und einer Tochter, die latent parapsychisch begabt ist, denk daran, John.« Bill hob den Zeigefinger, als wäre er der Dorflehrer. »Aus dem Mädchen könnte vielleicht ein brauchbares Medium werden, wenn man ihre Anlagen fördert.«
»Aber ob sie darüber so glücklich wäre?« meinte ich skeptisch. »Sie scheint mit ihrem Dasein zufrieden zu sein. Lassen wir sie doch in Ruhe!«
»Aber nicht im Moment.« Bill blieb hartnäckig. »Wir brauchen sie für die Suche nach der Dämonenschmiede. Fragen wir doch die anderen

Leute. Irgend jemand muß sie gesehen haben.«

Wir probierten es, machten einen Rundgang und sprachen ein paar Leute auf der Straße an. Sie alle behaupteten, keine Kontakt zu Kelly zu haben. Man begegnete uns mit zurückhaltender Höflichkeit und auch durchaus freundlich, aber keiner fragte, wie es uns letzte Nacht ergangen war. Dabei trugen wir die Spuren in Form von zahlreichen Kratzern und Beulen deutlich sichtbar mit uns herum.

»Sie stecken den Kopf in den Sand und meinen, daß die Dämonen sie nicht sehen«, stellte Bill fest. »Dann müssen wir uns eben allein auf die Suche machen.«

Wir schritten auf den Wald zu. Auch das sahen alle Dorfbewohner, doch niemand zeigte Interesse für uns, obwohl wir auch tagsüber voll bewaffnet waren. Ich überließ Bill wieder die Beretta und trug wie gestern nacht den Dolch und die Bolzen verschießende Pistole bei mir.

»Gehen wir einfach denselben Weg«, schlug ich vor, als wir den Waldrand erreichten. »Ich habe mir die ungefähre Richtung zur Schmiede gemerkt.«

»Ich auch.« Bill nickte. »Es kann gar nichts schiefgehen.«

Wir wußten beide, daß das nicht stimmte. Wieviel diesmal schiefgehen konnte, erahnten wir nicht einmal in unseren kühnsten Träumen.

Wir erreichten nach kurzer Zeit die Stelle, an der die alte Ethel von den Dämonen überfallen worden war.

»Die Spuren sind weg!« rief ich überrascht.

»Tatsächlich«, murmelte Bill. »Der Erdboden ist vollständig glatt, als wäre ein Gärtner mit einem großen Besen hergegangen.«

»Das war nicht allein der Tau.« Ich bückte mich und suchte den Boden ab. »Hier hat sich jemand sehr viel Mühe gegeben.«

»Komm weiter!« forderte Bill mich auf. »Es juckt mich in den Fingern, endlich etwas zu tun.«

»Wünsch es dir nicht zu intensiv«, warnte ich ihn lachend. »Sonst haben wir gleich einen zweiten Angriff der Dämonen am Hals.«

Wir strebten auf die Waldlichtung zu, auf der wir letzte Nacht um unser Leben gekämpft hatten.

Noch hatten wir keinen freien Blick auf die Lichtung, als ich die Hand hob und den Zeigefinger gegen die Lippen legte. Bill nickte. Also hatte auch er die fremdartigen Laute gehört.

Vorsichtig schlichen wir uns näher heran. Ich entspannte mich.

Es war eine menschliche Stimme, und die fremdartigen Laute waren ein halblauter Gesang, aber nicht etwa eine Beschwörung.

»Ein schottisches Volkslied«, murmelte ich. »Vor langer Zeit habe ich es einmal gehört.«

»Ein Wiegenlied«, stimmte mir Bill zu.

Wir traten unter den Bäumen hervor und blieben stehen. Erschüttert

betrachtete ich die drei Menschen auf der Waldlichtung.

Im Moos lagen die alte Kräuterfrau und ein junges Mädchen. Das mußte Jane Intock sein, die gestern abend von der alten Ethel verschleppt worden war.

Zwischen beiden kauerte Kelly. Sie hielt den Kopf in beide Hände gestützt und sang gedankenverloren das Lied, das uns angelockt hatte.

Als wir näher kamen, sah Kelly mit feuchten Augen zu uns hoch.

»Sie sprechen nicht mehr mit mir«, sagte sie weinerlich. »Sie geben mir keine Antwort. Dabei habe ich sie immer gern gehabt.«

»Bring sie weg, Bill«, flüsterte ich meinem Freund zu. »Ich muß die Vampire unschädlich machen.«

Er verstand, was ich meinte. Ich wollte Kelly diesen Anblick ersparen.

Die alte Ethel war von einem Vampir getötet worden und hatte sich dadurch selbst in einen Vampir verwandelt. Dann hatte die Kräutersammlerin Jane Intock getötet und ebenfalls zum Vampir gemacht.

Beide fanden nur Ruhe, wenn ich sie mit einem geweihten Bolzen erlöste. Das aber brauchte Kelly nicht zu sehen.

»Kommen Sie«, sagte Bill sanft und zog das Mädchen auf die Beine. »Wir gehen ins Dorf zurück.«

»Einen Moment noch«, sagte ich und schob Kellys Haare beiseite. Sie hielt ganz still, als ich ihren Hals von allen Seiten betrachtete.

Ich atmete erleichtert auf, als ich nirgendwo die verräterischen Bißmale fand. Die Vampire hatten Kelly also noch nicht angegriffen.

Ich wartete, bis Bill mit dem Mädchen im Wald verschwunden war. Dann zog ich meine Pistole und entsicherte sie.

***

Schon wollte ich abdrücken, als mir etwas auffiel. Diese beiden Opfer der Dämonen mußten Vampire geworden sein. Eine andere Möglichkeit gab es gar nicht. Alles andere hätte meiner Erfahrung und dem Wissen von Generationen widersprochen. Alle alten Bücher über Vampire hätten sonst unrecht gehabt.

Dennoch wirkten sie ungemein friedlich, als hätten sie schon ihre Ruhe gefunden.

Ich beschloß, vorher noch eine Probe zu machen. Ich wollte und mußte mir Gewißheit verschaffen, was wirklich geschehen war.

Behutsam zog ich den Dolch aus dem Gürtel und berührte mit der Spitze die alte Kräutersammlerin. Nichts geschah. Dabei war ich überzeugt, daß ein Vampir heftig auf die Berührung mit dem geweihten Dolch reagiert hätte. Das gleiche wiederholte sich bei Jane Intock.

Nachdenklich blickte ich auf die Toten hinunter. Vampire, die im

hellen Tageslicht lagen? Auch das war ungewöhnlich. Sie hätten sich in Grüften oder Särgen verstecken müssen, an einem entweihten Ort oder einer Stelle, die mit einem Fluch beladen war.

Ich überwand meine Scheu und schob Jane Intocks Oberlippe mit dem Dolch zurück. Der Anblick versetzte mir einen Schlag.

Ich hatte erwartet, Vampirzähne zu sehen. Das traf jedoch nicht zu. Statt dessen klafften im Oberkiefer zwei Lücken, wo sich die Eckzähne befinden sollten. Bei der alten Ethel war es genauso, obwohl sie sonst noch alle Zähne hatte.

Erleichtert, aber völlig verwirrt richtete ich mich auf, steckte Dolch und Pistole weg und sah Bill. Er kam allein unter den Bäumen hervor.

»Wo ist Kelly?« erkundigte ich mich.

»Weggelaufen.« Er machte ein schuldbewußtes Gesicht. »Ich konnte sie nicht halten. Sie begann zu weinen und lief weg. Ich glaube, sie hat geahnt, was du vorhast. Ist es vorbei?«

Ich schüttelte den Kopf. »Hier, sieh dir das an!« Ich zeigte ihm die rätselhaften Zahnlücken. »Jemand hat die Vampirzähne entfernt. Aber wer hat sie an sich genommen?«

Bill kratzte sich ausgiebig in den Haaren, bis seine Frisur vollständig zerwühlt war.

»Das soll einer verstehen«, murmelte er. »Ich habe es ja schon erlebt, daß Vampire mit einem geweihten Bolzen unschädlich gemacht wurden. Aber was soll das hier bedeuten?«

»Vielleicht eine neue Teufelei.« Ich blickte mich unbehaglich um. Der Wald von Ranverness steckte voller Gefahren, die wir nicht einmal erahnen konnten. »Lauf zurück nach Ranverness. Ein paar Leute sollen die Leichen abholen. Wir können sie hier nicht liegen lassen. Außerdem möchte ich verhindern, daß sich die Dämonen ihre Opfer holen.«

»Dann halt die Ohren steif, John, falls sie dich angreifen.« Bill grinste aufmunternd. »Immerhin hattest du mich bisher als Beschützer. Aber wenn ich ins Dorf gehe…«

»Wenn du nicht bald gehst, werde ich vorher vom Yard pensioniert«, sagte ich. Er nickte mir zu und machte sich auf den Weg.

Wir hatten versucht, die ungeheure Anspannung loszuwerden, die von der letzten Nacht und der drohenden Gefahr ausging. Es gelang nicht. Ich blieb nervös und zuckte beim kleinsten Geräusch zusammen. Das Tageslicht schützte mich nicht vor den Angriffen der Dämonen. Und Bill hatte nicht so unrecht. Auf der Waldlichtung waren wir zu zweit gewesen, als die Dämonen über uns hergefallen waren. Zwar wären wir am Ende doch unterlegen, doch allein hätte ich mich nicht so lange halten können, bis Kelly uns gerettet hatte.

Kelly! Auch dieses Mädchen gab mir Rätsel auf. Zwar hatte sie uns vor den Dämonen gerettet, doch ich durchschaute sie nicht.

Ein böser Verdacht keimte in mir auf. Vielleicht stand dieses Mädchen gar nicht auf unserer Seite, sondern war eine Abgesandte der Dämonen?

Gut, sie hatte uns bei unserer Ankunft gewarnt, hatte uns überhaupt erst hierhergeholt. Und sie hatte uns in letzter Sekunde vor einem grauenhaften Tod gerettet.

War das vielleicht eine raffinierte Falle der Dämonen? Uns nach Ranverness zu holen, konnte auch einen anderen Grund haben als Kellys Angst vor der entsetzlichen Waffe. Vielleicht sollten wir in der Dämonenschmiede sterben! Vielleicht benötigte man uns sogar, um die fürchterliche Dämonenwaffe fertigzustellen! Hatten es die finsteren Mächte auf meinen Spezialkoffer und seinen Inhalt abgesehen? Sollten meine Waffen des Guten in der Dämonenschmiede in Waffen des Bösen umfunktioniert werden?

Alle diese Gedanken schossen mir durch den Kopf, und ich kannte auf keine Frage die Antwort. Ich beschloß, in Zukunft Kelly MacGowan besonders im Auge zu behalten.

***

Es dauerte fast zwei Stunden, bis Bill zurückkam. Ich war schon am Ende meiner Nervenkraft angelangt.

»Wo hast du denn gesteckt?« fuhr ich ihn an, als er endlich vor mir stand.

»Stell dir vor, es wäre dir unterwegs etwas passiert! Was hätte ich Sheila sagen sollen? Daß ich dich allein durch diesen Wald losgeschickt habe? Was meinst du, was ich mir schon Sorgen um dich gemacht habe!«

Er winkte ab. »Tut mir leid, John, aber es hat entsetzlich lange gedauert, bis ich jemanden gefunden habe, der mit mir kommt.«

Erst jetzt sah ich mir seine Begleiter an. Bill nahm mir meinen schroffen Ton nicht übel. Er ahnte wahrscheinlich, daß es nur die Erleichterung darüber gewesen war, daß ihm nichts zugestoßen war. Ich hatte schon das Schlimmste befürchtet.

Sechs Männer waren mit Bill zu der Lichtung gekommen. Ich konnte mich nur flüchtig an zwei Gesichter erinnern. Sie hatte ich bei unserer Ankunft gesehen.

»Wo ist der Constabler?« fragte ich wütend. Langsam gingen mir die Ängstlichkeit und Gleichgültigkeit der Leute auf die Nerven.

Bill zwinkerte mir zu. »Er konnte den Polizeiposten nicht allein lassen«, antwortete er.

Ich wußte genug. Rattroch hatte sich nicht in den Wald gewagt. Auch die anderen Männer sahen aus, als wollten sie am liebsten wie die Hasen weglaufen. Doch das ließ ich nicht zu, und zwar in ihrem eigenen Interesse.

»Wir müssen die Leichen so schnell wie möglich begraben«, erklärte ich ihnen. »Wenn wir sie liegen lassen, steht Ranverness nicht mehr lange. Und dann wird es auch keine Überlebenden geben.«

Die Männer erbleichten und beeilten sich, die Toten hochzuheben. Bill und ich übernahmen den Schluß des Zuges. Wir wollten die Leute gegen Angriffe der Dämonen abschirmen.

»Hast du vorhin nicht zu dick aufgetragen?« fragte mein Freund so leise, daß es die Dorfbewohner nicht hörten.

Ich schüttelte verbissen den Kopf. »Alles, was im Wald bei Ranverness geschieht, wirkt sich auf das Dorf aus. Noch bleiben die Dämonen in der Schmiede und im angrenzenden Wald. Aber wer garantiert das? Sobald ihre Waffe fertig ist, werden sie ihren Einfluß ausweiten. Und was liegt ihnen da im Weg? Was bietet sich förmlich an? Wo können sie ihre Waffe zuerst ausprobieren?«

Bill nickte ernst. »Richtig, das ist Ranverness. Wir müssen es den Leuten klarmachen, damit sie uns helfen.«

»Ich bin schon zufrieden, wenn sie den Leichentransport übernehmen. Mehr verlange ich gar nicht.« Ich blickte mich um, doch von unseren Gegnern war keine Spur zu sehen. Sie überließen uns die Toten. Auch das konnte eine Falle sein. Ich durchschaute das Spiel der bösen Mächte noch nicht.

Im Dorf angekommen, organisierte ich eine rasche Bestattung. Ich kannte Begräbnisse in diesen kleinen Dörfern. Alle Einwohner gingen hinter den Särgen her, weil alle irgendwie mit den Toten verwandt waren. Diesmal war es anders.

Als sich am späten Nachmittag die beiden schlichten, in aller Eile angefertigten Holzsärge in die Erde senkten, standen nur die Eltern des unglücklichen Mädchens am Grab. Nicht einmal der Freund Jane Intocks hatte den Mut, sich zu zeigen.

Das Dorf wirkte während der Beerdigung wie ausgestorben. Die Menschen blieben in ihren Häusern und hielten die Türen und Fenster geschlossen, obwohl es ein warmer Tag war.

Bill und ich hielten uns im Hintergrund. Wir wollten nicht aufdringlich erscheinen. Außerdem hatten wir die Sicherung des Dorfes übernommen. Falls die Dämonen während der schlichten Zeremonie einen Überfall starteten, mußten wir eingreifen.

Es blieb ruhig. Der Himmel war strahlend blau, eine Seltenheit für Schottland. Kein Lufthauch regte sich. Sämtliche Tierstimmen waren verstummt, so daß das Poltern der Erdschollen auf den Särgen wie das Donnern eines heraufziehenden Gewitters klang.

Die Angst lag greifbar in der Luft, und als wir uns vom Friedhof entfernten, glaubte ich, ein vielstimmiges Stöhnen zu hören.

Ich blieb verblüfft stehen und sah mich nach allen Seiten um. Bill deutete zur Friedhofsmauer.

Ich merkte, daß ich einer Sinnestäuschung aufgesessen war. Es war gar kein vielstimmiges Stöhnen gewesen. Kelly MacGowan kauerte neben der Friedhofsmauer. Ihr Gesicht war weiß, ihre Augen weit aufgerissen. Aus ihrem Mund drang das Stöhnen, das ich vorhin gehört hatte.

»Kelly!« Ich ging besorgt auf sie zu. »Ist Ihnen nicht gut? Fühlen Sie sich…?«

Ich brach ab, weil ich merkte, daß sie mich nicht hörte. Sie stand unter Trance.

Ich blieb vor ihr stehen und streckte ihr die Hand entgegen.

Für einen Moment klärte sich ihr Blick. Sie schien mich zu erkennen.

Doch gleich darauf stieß sie einen gellenden Schrei aus, sprang auf und floh.

***

Ich rannte hinter dem Mädchen her, konnte es jedoch nicht einholen. Kelly lief wie eine Katze, weich und geschmeidig und doch kraftvoll. Sie erinnerte mich an Menschen, die in der Wildnis aufgewachsen waren. Sie bewegte sich mit ähnlicher Sicherheit. Ohne auch nur ein einziges Mal zu stolpern, hetzte sie über die unebene Wiese vor dem Dorf und erreichte lange vor mir den Waldrand.

Trotzdem gab ich noch nicht auf, sondern hetzte weiter. Ich blieb erst kurz vor den Bäumen stehen und holte tief Luft. Dabei atmete ich nur mit weit geöffnetem Mund, damit ich keine Geräusche überdeckte. Es konnte sich um eine Falle handeln.

Als alles still blieb, sah ich mich kurz um. Bill kam hinter mir her, hatte aber erst die halbe Strecke hinter sich.

Ich konnte nicht auf meinen Freund warten. Das hätte mich zuviel Zeit gekostet. Deshalb drang ich vorsichtig in den Wald vor.

Hier herrschte bereits Dämmerlicht. Alles verschmolz zu einer dunklen, undefinierbaren Masse. Die natürlichen Geräusche des Waldes wirkten auf einmal bedrohend. Ich glaubte, überall huschende Schatten zu sehen. Scheußliche Fratzen entpuppten sich beim Näherkommen als verkrüppelte Baumstämme. Der schrille Schrei eines Geisterwesens war nur der Ruf eines Tieres.

Ich lief weiter. Möglicherweise fand ich Kelly auf der Lichtung, auf der wir letzte Nacht um unser Leben gekämpft hatten.

Ich war noch nicht weit gekommen, als ich vor mir eine helle Gestalt erblickte. Sie tauchte sofort zwischen den Stämmen unter, kam zum Vorschein, war wieder weg. Das mußte Kelly sein. Sie trug ein helles Kleid.

Sie wurde langsamer. Ob sie mich führen sollte?

Ich holte jetzt rasch auf. Tatsächlich, es war Kelly. Sie schritt unter den Bäumen auf die Lichtung zu. Ich wurde aus dem Verhalten dieses

Mädchens nicht schlau.

Hinter mir knackten Zweige. Sofort flog meine Hand an die Beretta mit den Silberkugeln, aber ich entspannte mich gleich darauf wieder. Es war nur Bill, der die gleiche Idee wie ich gehabt und ebenfalls den Weg zur Lichtung eingeschlagen hatte.

Als er mich sah, winkte er mir zu. Ich gab ihm heftige Zeichen, still zu sein. Er verstand mich und kam leise zu mir.

»Dort vorne ist Kelly«, flüsterte ich. Sie tauchte eben wieder in unserem Blickfeld auf.

»Seltsames Mädchen«, sagte Bill. »Wohin sie nur geht?«

»Zur Dämonenschmiede«, sagte ich impulsiv.

»Glaubst du?« Er sah sich unbehaglich um. »Es wird schon dunkel. Hast du deinen Koffer dabei? Natürlich nicht«, gab er sich gleich selbst die Antwort. »Wenn nun die Dämonen…«

»Wir müssen das Risiko eingehen«, antwortete ich. »Kelly wußte nicht, wann die Waffe fertig sein soll. Wir dürfen uns keine Zeit lassen.«

Daraufhin erhob Bill keine Einwände mehr. Wir beeilten uns, damit wir Kelly nicht aus den Augen verloren.

Sie überquerte die Lichtung und ging weiter, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen. Sie wußte entweder nicht, daß wir sie verfolgten, oder es machte ihr nichts aus.

Zehn Minuten schritten wir noch durch den Wald, der immer düsterer und unwegsamer wurde. Zahlreiche Bäume waren entwurzelt und umgestürzt und versperrten den Weg. Dann mußten wir über die Stämme klettern oder darunter durchkriechen.

Hier hatte vor langer Zeit einmal ein Unwetter gewütet. Die umgestürzten Bäume waren bereits verdorrt und mit einer Moosschicht bedeckt. An manchen Stellen wuchsen sogar neue Bäume aus den Stämmen.

Plötzlich war Kelly MacGowan verschwunden.

»Wo ist sie denn?« rief Bill überrascht. »Siehst du sie?«

Ich winkte ab. »Trennen wir uns«, schlug ich vor. »Du rechts, ich links.«

Bill nickte und verschwand zwischen den Büschen. Ich ging in die andere Richtung.

Wenn Kelly versuchte, uns abzuhängen, sollte sie sich getäuscht haben. Ich hatte das sichere Gefühl, am Ziel angelangt zu sein.

Hier gab es zwar keinen Hinweis auf die Dämonenschmiede, doch das hatte nichts zu sagen. Ich spürte förmlich die Nähe des Bösen und tastete nach meiner Beretta.

Obwohl ich schon einmal feststellen mußte, daß diese Waffe allein nicht ausreichte, gab sie mir doch ein Gefühl der Sicherheit.

Ich kämpfte mich durch eine besonders dichte Buschinsel unter den

mächtigen Stämmen, trat ins Freie und blieb erstaunt stehen.
Mitten im Wald erhob sich eine Ruine, vollständig zugewachsen und von Unkraut überwuchert. Es war ein uraltes, massiges Bauwerk mit vier eingestürzten Türmen an den Eckpunkten.
In der Mitte der Ruine ragte jedoch ein einzelner Turm hoch in den abendlichen Himmel. Die Spitze befand sich in gleicher Höhe wie die Wipfel der schwarzen Tannen.
Und auf der allerhöchsten Zinne stand Kelly MacGowan.

***

Bill Conolly hielt es für blanken Wahnsinn, immer tiefer in den Wald vorzudringen. Sie mußten den Verstand verloren haben, daß sie sich auf ein solches Wagnis einließen.
Andererseits sah er ein, daß sie es tun mußten. Wenn sie umkehrten und erst den Spezialkoffer holten, fanden sie Kellys Spur nicht mehr.
In ungefähr zwei Stunden war es stockdunkel. Im Wald setzte die Abenddämmerung aber jetzt schon ein.
Mit Bedauern dachte Bill daran, daß sie ihre Scheinwerfer in der Polizeistation zurückgelassen hatten. Als sie zu dem Doppelbegräbnis gegangen waren, hatten sie nicht ahnen können, daß sie gleich anschließend die Dämonenschmiede und das Mädchen suchen mußten.
Doch wo steckte diese Kelly? Das rätselhafte Mädchen war so plötzlich verschwunden, als habe die Erde es verschluckt.
Tief geduckt schob sich Bill unter einem mehr als mannsdicken Baumstamm hindurch, der entwurzelt quer über seinem Weg lag. Auf der anderen Seite richtete er sich auf und glaubte für einen Moment, das helle Kleid zwischen den Stämmen zu sehen. Doch gleich darauf war der schimmernde Fleck wieder verschwunden, so daß der Reporter nicht wußte, ob es nicht doch nur eine Halluzination gewesen war.
Während er sich weiter durch den Wald pirschte, dachte er an seine Frau. Er hatte sie zwar während des Telefongesprächs beruhigt, aber es gefiel ihm trotzdem nicht, daß sie im fernen London saß und sich Sorgen um ihn machte.
Noch etwas bereitete ihm Kopfzerbrechen. Er hatte bisher mit dem Geisterjäger nicht ausführlicher darüber gesprochen, weil sie ohnedies genug Probleme am Hals hatten. Aber wieso hatte Sheila seinen Hilferuf gehört, als er seine letzte Stunde gekommen glaubte?
Bill Conolly bewegte sich gewandt in dem schwierigen Gelände. Er war hochgewachsen und sportlich, ein durchtrainierter Mann, dem die anstrengende Suche in dem Urwald nichts ausmachte. Er kam nicht einmal außer Atem, als er eine unvermutet auftauchende Geröllhalde überklettern mußte.

Als er sie hinter sich gebracht hatte, blieb er verblüfft stehen. Er konnte nicht wissen, daß der Geisterjäger im selben Moment das gleiche tat, nämlich auch verblüfft beim Anblick der Ruine stehenzubleiben.

Bill traute seinen Augen nicht. Es war eine alte Burg, an der schon der Zahn der Zeit ausgiebig genagt hatte. Sie lag versteckt im dichten Wald.

Nur der mittlere Turm war noch nicht zerstört und erreichte die Höhe der ältesten und mächtigsten Bäume. In früheren Zeiten hatte dieser Turm bestimmt dazu gedient, um nach heranziehenden Feinden Ausschau zu halten. Damals hatte es diesen Wald wahrscheinlich noch gar nicht gegeben.

Den Atem verschlug es Bill Conolly, als er das Mädchen auf der höchsten Zinne entdeckte. Kelly MacGowan stand auf einer Fläche, die nicht größer als Johns Koffer sein konnte. Ihre blonden Haare flatterten im Wind, der auch an ihrem Kleid zerrte. Sie hielt die Arme ausgebreitet, zeigte jedoch kein Anzeichen von Unsicherheit.

Bill schauderte bei dem Anblick. Kelly befand sich in der Höhe des siebenten Stockwerks eines normalen Wohnhauses, eine schwindelerregende Höhe. Wie war sie da hinaufgelangt? Und warum?

Für einen Moment war der Reporter versucht, das Mädchen anzurufen. Er hielt sich gerade noch rechtzeitig zurück. Wenn sie aus ihrer Trance erwachte, mußte sie unweigerlich in den Tod stürzen.

Irgendwie mußte er Kelly von da oben herunterholen. Auch wenn er noch keine Ahnung hatte, wie er das anstellen sollte, lief er weiter. Die Lösung konnte er nur in der Ruine finden.

Er hatte noch keine zehn Schritte getan, als sich vor ihm die Erde öffnete. Direkt an der Außenmauer der verfallenen Burg entstand ein Krater.

Bill schrie gellend auf und warf sich nach hinten, doch es war zu spät. Er verlor den Boden unter den Füßen und stürzte.

Noch einmal schrie er auf, dann verschluckte ihn die gnadenlose Schwärze des Schachtes.

Und dann war gar nichts mehr zu hören. Totenstille lastete auf der unheimlichen Stätte.

***

Wenn sich Kelly unvorsichtig bewegte, bedeutete das ihren Tod. Ich ballte die Fäuste und sah mich verzweifelt nach einer Möglichkeit um, dem Mädchen zu helfen.

Ich hatte selbst gesehen, daß sie wie in Trance in den Wald gelaufen war. Vermutlich hatte sie wieder eine der Visionen gehabt, von denen sie mir erzählt hatte.

Ich hatte keine andere Wahl, sondern mußte in die Ruine eindringen. Nur wenn ich zu dem Mädchen hinaufstieg, durfte ich es wecken und herunterholen.

Vorsichtig kletterte ich weiter. So dicht an der Ruine war es fast unmöglich, aufrecht zu gehen. Der Urwald erstickte das Gemäuer mit Schlingpflanzen und Dickicht. Ich mußte aber trotz aller Schwierigkeiten jedes Geräusch vermeiden, um Kelly nicht zu wecken. Wie bei einem Schlafwandler, der nachts auf dem Dach seines Hauses spazierengeht, befand sie sich in höchster Lebensgefahr.

Ich erreichte die Außenmauer, als ein Schrei durch den stillen Wald gellte. Gleich darauf ertönte ein zweiter Schrei.

Das war Bill gewesen!

Ich rannte los, stolperte über herumliegende Äste, verfing mich in Gestrüpp. Ohne Rücksicht auf meine Kleider oder meine Haut brach ich durch das Unterholz und erreichte eine Geröllhalde, die sich von der Ruine weg in den Wald hinein erstreckte.

Keuchend überkletterte ich die Halde. Von hier oben hatte ich einen guten Ausblick. Ich sah das Loch direkt an der Außenmauer.

Als ich die Halde hinunterschlitterte, entdeckte ich neben mir eine tief eingegrabene Spur. Hier war Bill hergegangen – direkt auf das Loch zu.

Bestimmt hatte es noch nicht existiert, als er sich der Ruine genähert hatte, sonst wäre er vorsichtiger gewesen. Eine Falle? Oder war es ein natürlicher Schacht, der nur oberflächlich mit Geröll und Pflanzen zugedeckt gewesen war und den Bill durch sein Gewicht geöffnet hatte?

Ich wagte mich vorläufig nicht näher heran. Die Steine drohten unter meinen Füßen wegzurutschen.

»Bill?« rief ich mit bebender Stimme. »He, Bill! Gib Antwort! Ich bin es! John!«

Doch die Antwort kam nicht.

Ich zweifelte nicht daran. Mein Freund war in dieses Loch gestürzt. Ich mußte ihm unbedingt helfen. Aber wie?

Ehe ich mir etwas einfallen lassen konnte, hörte ich wieder einen Schrei, diesmal einen hellen, ängstlichen. Er kam von hoch oben.

Ich legte den Kopf in den Nacken.

Kelly MacGowan!

Ich hatte sie für einige Minuten vollkommen vergessen. Jetzt sah ich sie wieder.

Das Mädchen kauerte auf der höchsten Zinne des Mittelturms. Es klammerte sich mit Händen und Füßen an dem Steinblock fest. Bis zu mir herunter hörte ich sein entsetztes Wimmern.

Ich hielt die Hände wie einen Schalltrichter an den Mund.

»Kelly!« schrie ich. »Ich bin es, John Sinclair! Bleiben Sie ganz ruhig

liegen!«

Sie antwortete nicht, doch sie wandte mir ihr Gesicht zu. Trotz der großen Entfernung sah ich das Flackern in ihren Augen. Bills Schreie hatten sie aus der Trance gerissen. Plötzlich hatte sie sich oben auf dem Turm wiedergefunden, hoch über dem Erdboden und ohne jede Sicherung.

Es mußte ein fürchterlicher Schock für die Ärmste gewesen sein. Und jetzt fand sie nicht mehr den Weg zurück.

»Bleiben Sie liegen, ich helfe Ihnen!« rief ich.

Ich stand vor einer folgenschweren Entscheidung. Um wen sollte ich mich zuerst kümmern?

Bill Conolly oder Kelly MacGowan?

Ich durfte mich nicht danach richten, daß ich mit Bill befreundet war und Kelly kaum kannte. Ich durfte auch nicht daran denken, daß Kelly uns das Leben gerettet hatte und auf Bill zu Hause Sheila wartete.

Ich schwankte einen Moment, bis ich mich zum klaren, logischen Denken zwang. Ich mußte dem helfen, bei dem Hilfe überhaupt möglich und wahrscheinlich war.

Um das zu entscheiden, hob ich einen etwa faustgroßen Stein auf und warf ihn in den schwarzen Schacht. Und dann wartete ich. Ich zählte die Sekunden.

Als ich bei zwanzig angelangt war, hörte ich zu zählen auf. Das hatte keinen Sinn. Der Schacht besaß keinen Boden. Er war auch nicht mit Wasser gefüllt.

Also war Bill in eine Dämonenfalle geraten. Ihm zu helfen, war langwierig, vielleicht sogar unmöglich.

Wenn ich jedoch zögerte, verlor Kelly MacGowan die Nerven und stürzte ab. Sie war dann auf jeden Fall tot, während Bill vielleicht überlebte.

Die Entscheidung war gefallen. Kelly MacGowan.

»Bleiben Sie liegen, ich komme!« schrie ich und suchte nach einem Eingang zu der Ruine. Er lag auf der entgegengesetzten Seite und war kaum passierbar, weil er teilweise verschüttet und teilweise zugewachsen war. Endlich stand ich im ehemaligen Innenhof der Festung.

Der Mittelturm ragte wie ein schwarzer, mahnender Finger in den dunkler werdenden Abendhimmel hinauf. Von hier konnte ich Kelly kaum noch sehen. Nur ihr Fuß ragte über die Kante.

»Ich bin gleich bei Ihnen, Kelly, nur nicht den Mut verlieren!«

Wenigstens war der Zugang zum Mittelturm offen. Ich zwängte mich durch die schmale Lücke zwischen zwei Steinblöcken und stand in einem scheinbar endlosen Kamin. Die Öffnung ganz oben wirkte winzig.

Ich hatte keine Taschenlampe bei mir, doch meine Augen hatten sich

mittlerweile an das Dämmerlicht gewöhnt. Der Anblick der »Treppe« jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken.

Früher hatte es tatsächlich eine Steintreppe gegeben, die sich jeweils von Absatz zu Absatz an allen vier Seiten des Turms hingezogen hatte. Sie war stets umgeschwenkt und hatte an der nächsten Seite weiter in die Höhe geführt. In der Mitte hatte es schon immer einen Schacht von der Spitze bis zum Boden gegeben, doch das war wohl nicht so schlimm gewesen, solange die Treppe intakt gewesen war.

Doch jetzt konnte von einer intakten Treppe keine Rede mehr sein. Die meisten Stufen waren nicht mehr begehbar. Regenwasser und Frost hatten ihre Spuren hinterlassen. An vielen Stellen klaffte eine Lücke, durch die man auf den darunterliegenden Treppenabschnitt sehen konnte.

Es war mir ein Rätsel, wie Kelly da hinaufgelangt war.

Es war mir ein noch größeres Rätsel, wie ich hinaufsteigen sollte.

Das größte Rätsel war mir aber, wie ich Kelly heil auf den Boden herunterbringen sollte.

***

Sheila Conolly faßte einen Entschluß. Sie rief eine Freundin an und bat sie, auf den kleinen John aufzupassen.

»Ich möchte ins Kino gehen«, erklärte sie am Telefon. »Mir fällt daheim die Decke auf den Kopf.«

»Ist denn dein Mann nicht da?« erkundigte sich die Freundin erstaunt.

»Er hat auswärts zu tun! Bitte, beeil dich!« Sheila legte auf und lief unruhig durch den Bungalow, bis sie endlich den Wagen der Freundin hörte.

Überstürzt verließ sie das Haus und fuhr mit ihrem Mercedes 350 SLC in die Stadt hinein.

Normalerweise genoß sie es, am Steuer des perlweißen Luxuswagens zu sitzen, doch an diesem Abend war sie nervös wie noch nie zuvor. Sie glaubte, die nahende Gefahr an allen Ecken lauern zu sehen. Immer wieder blickte sie in den Rückspiegel. Es war nur eine Einbildung, aber sie fühlte sich von einem schwarzen Schatten verfolgt.

Nach einigem Suchen fand sie im Londoner Westend einen Parkplatz, verschloß den Wagen sorgfältig und machte sich auf die Suche nach einem Kino. Sie hatte keine besonderen Wünsche, wollte sich nur entspannen und ablenken und unter Menschen sein.

Ihre Wahl fiel auf einen Zeichentrickfilm. Er versprach, lustig zu werden.

Als sie in das vollbesetzte Kino kam, fand sie nur mit Mühe einen Platz. Rings um sie brüllte das Publikum vor Lachen.

Sie ließ sich ermattet auf den Sitz sinken, strich sich abgespannt über die Stirn und versuchte, sich auf den Film zu konzentrieren.

Er war wirklich umwerfend komisch, und normalerweise hätte sie mit den anderen gelacht, daß ihr die Tränen gekommen wären. Doch an diesem Abend blieb sie todernst. Irgend etwas in ihr meldete sich, eine innere Stimme, eine Vorahnung. Sie konnte es nicht sagen.

Das turbulente Geschehen auf der Leinwand ging seinem Höhepunkt entgegen. Man verstand kein Wort mehr, weil das Publikum pausenlos vor Lachen tobte.

Sheila Conolly kam sich vor wie unter einer Glaskuppel. Sie konnte die Menschen sehen, aber sie hatte keinen direkten Kontakt zu ihnen. Sie konnte sie hören, ohne mit ihnen Verbindung zu besitzen. Es war ein grauenhafter Zustand.

Sie war schon nahe daran, aufzuspringen und fluchtartig das Kino zu verlassen, als etwas Gräßliches geschah.

Anstelle der Leinwand sah sie eine nackte Steinmauer vor sich. Moos wucherte in den Ritzen. Tiefe Risse liefen durch die einzelnen Blöcke.

Direkt vor ihr öffnete sich die Erde. Ein großes Loch entstand. Bodenlose Schwärze gähnte ihr entgegen.

Sie wollte sich an der Sitzlehne festklammern, doch die war verschwunden. Nichts hielt sie zurück, als sie langsam über den Rand des Kraters rutschte.

Mit einem gellenden Aufschrei verschwand sie in der Tiefe und fiel… fiel… fiel…

Die Zuschauer sprangen entsetzt von ihren Plätzen hoch, als der nervenzerfetzende Schrei einer Frau durch das Kino hallte. Aus den Lautsprechern gackerten und schnatterten und kicherten die Zeichentrickfiguren, die noch einige Sekunden lang ihren Unfug trieben.

Dann erstarb der Ton mit einem dumpfen Brummen. Die Leinwand wurde dunkel. Die Lichter im Saal gingen an.

Alles drängte sich um eine hübsche, blonde Frau, die wie tot auf dem Boden lag.

***

Kelly MacGowan hatte es geschafft, die halbzerstörte Steintreppe hinaufzuklettern. Eigentlich mußte es mir auch gelingen.

Andererseits war ich viel schwerer als das schmächtige Mädchen. Ich hatte keine Ahnung, ob die morschen Steine mein Gewicht trugen.

Außerdem hatte Kelly unter Trance gestanden. Das bedeutete, daß sie keine Angst und kein Schwindelgefühl empfunden hatte. Es war ihr völlig gleichgültig gewesen, wie unsicher der Halt und wie tief der Schacht war. Ich konnte mich nicht in Trance versetzen, ehe ich mich an den Aufstieg wagte.

Dennoch – ich hatte keine andere Wahl. Ich konnte nicht untätig hier unten stehenbleiben und abwarten, wie es weiterging.

Ich hatte noch eine verschwindend geringe Hoffnung. Vielleicht existierte in Wirklichkeit in diesem Turm eine intakte Steintreppe, und die zerbröckelnden Stufen waren nur eine Sinnestäuschung.

Probeweise drückte ich mein silbernes Kreuz gegen die Treppe. Nichts veränderte sich. Also schwand auch diese Hoffnung. Ich mußte mich mit dem lebensgefährlichen Aufstieg abfinden.

Ich holte noch einmal tief Luft, dann schwang ich mich auf die unterste Stufe und kletterte rasch höher.

Nur nicht nach unten sehen, sagte ich mir. Nicht nach unten sehen!

Vorsichtig tastend setzte ich meinen Fuß auf die nächste Stufe, erprobte ihre Tragfähigkeit und stieg höher. Unter mir knackte und knirschte es verdächtig. Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken.

Auf halber Höhe blieb ich stehen und lehnte mich gegen die Wand. Der Treppenabsatz, auf dem ich stand, wirkte stabil.

»Kelly!« Ich hielt die Hände an den Mund. »Kelly, ich bin schon ganz nahe bei Ihnen. Nur noch wenige Schritte! Halten Sie durch!«

Sie antwortete nicht. War sie etwa schon lautlos abgestürzt?

»Kelly, hören Sie mich?« schrie ich erschrocken.

»Ja«, kam ihre Antwort zittrig und verängstigt.

»Machen Sie die Augen zu, und bleiben Sie ganz ruhig liegen, wir schaffen es!«

Ich hatte kaum ausgesprochen, als es unter meinen Füßen ein scharfes Knacken gab. Geistesgegenwärtig warf ich mich nach vorne.

Das rettete mir das Leben. Die ganze Steinplatte brach ab und stürzte in die Tiefe.

Sie prallte einen Absatz unter mir auf, zersprang in Dutzende Teile, die wie Geschosse auf den Boden hinuntersausten. Der Turm war von Poltern erfüllt.

Ich aber hing mit dem Oberkörper auf der weiterführenden Treppe. Meine Finger krallten sich um einen Mauervorsprung. Meine Beine baumelten über dem Abgrund.

Kalter Schweiß brach mir am ganzen Körper aus. Ich versuchte, mich ein Stück hochzuziehen. Sofort brach wieder ein Stück der Treppe ab. Ich war zu schwer!

Trotzdem mußte ich weiter. Wenn ich mich fallen ließ, erreichte ich vielleicht die tief unter mir liegende Treppe. Doch dann war Kelly allein auf dem Turm. Ich durfte das Mädchen nicht dem Tod überantworten.

Ein zweiter Versuch! Wieder wollte ich mich vorsichtig hochziehen, doch die unterste Stufe dieses Abschnitts hielt es nicht aus. Gesteinsstaub sprühte mir in die Augen. Ich hustete und blinzelte.

Ich mußte alles auf eine Karte setzen. Entweder kam ich durch, oder

ich stürzte ab.

Ich verkrallte meine Finger mit meiner ganzen Kraft in dem Vorsprung. Dann spannte ich mich, tastete mit den Füßen nach einem Widerstand an der Mauer, fand ihn und stieß mich ab.

Wie eine Feder schnellte ich nach oben, ließ den Vorsprung los und griff höher.

Meine Finger rutschten ab. Meine Hände schrammten über nacktes Gestein. Ich fand keinen Halt, drohte abzugleiten.

Dann ein scharfer Ruck. Ein entsetzlicher Schmerz zuckte durch meine Hände.

Weiter oben ertastete ich eine Spalte im Gestein, hakte ein, zog mich noch höher, hatte plötzlich die unterste Stufe unter den Füßen.

Ich stieß mich kraftvoll mit den Beinen ab. Die unterste Stufe brach. Knirschend und krachend stürzte sie ab.

Ich aber lag flach ausgestreckt auf der Treppe, die kaum breiter als mein Körper war.

Zitternd richtete ich mich auf Hände und Knie und kroch auf allen vieren weiter nach oben.

Weiter, immer weiter! Nicht nach unten sehen! Nicht umkehren! Nur weiter!

Und ich schaffte es. Ich erreichte die Mauerkrone des Turms und schob mich auf das kaum fußbreite Steinband, das innen rings um die Zinnen lief.

Direkt vor mir lag Kelly. Vor meinem Gesicht schwebten ihre Füße in der Luft.

»Mr. Sinclair, sind Sie das?« fragte sie ängstlich.

»Ja, Kelly, ganz ruhig«, erwiderte ich keuchend.

»Gott sei Dank!« rief sie, setzte sich auf und wollte sich ruckartig zu mir umdrehen.

Dabei fiel ihr Blick außen am Turm in die Tiefe.

Sie schrie auf, riß die Arme hoch und kippte rücklings über die Zinne.

***

»Polizei! Schnell! Polizei!« schrie jemand.

»Einen Krankenwagen! Die Frau ist ohnmächtig!«

»Die ist tot!«

»Um Himmels willen! So jung und tot!«

Die Besucher des Kinos scharten sich um die Frau auf dem Boden. Der Platzanweiser hatte es schwer, sich einen Weg freizukämpfen. Die sprichwörtliche britische Gelassenheit war von den Leuten abgefallen. Ihnen allen steckte noch der Schreck über den schauerlichen Schrei der Unglücklichen in den Knochen.

Alle Bemühungen hatten keinen Sinn. Die Frau kam nicht zu sich.

Auch ein Polizist, den jemand von der Straße hereingeholt hatte, konnte nicht helfen.
Dann kam endlich der Krankenwagen. Ein junger Arzt untersuchte das Mädchen und machte ein betretenes Gesicht.
»Ohnmächtig«, sagte er kurz angebunden. »Wir bringen sie ins Krankenhaus.«
Er überwachte den Abtransport, während der Polizist die Handtasche der Frau untersuchte. Er fand ihren Ausweis, den Führerschein, die Schlüssel und einen Zettel mit ihrer Adresse und Telefonnummer.
Noch während der Krankenwagen mit Sheila Conolly unterwegs war, rief der Polizist in dem eleganten Bungalow im Londoner Süden an. Er bekam die Freundin an den Apparat und schilderte ihr, was geschehen war. Er fügte auch hinzu, in welches Krankenhaus Mrs. Conolly gebracht wurde.
Inzwischen sprach der junge Notarzt über Funk mit dem Krankenhaus.
»Ich kann noch keine Hinweise für eine Behandlung geben«, sagte er nervös. »Die Frau liegt im Koma. Aber ich habe keine Ahnung, was wirklich mit ihr los ist. Nach medizinischen Regeln müßte sie längst tot sein. Ich glaube nicht, daß wir sie lebend ins Krankenhaus bringen.«
Damit unterbrach er die Verbindung und wandte sich der jungen Frau zu, die blaß und schmal auf der Bahre lag und kein Lebenszeichen von sich gab.

***

Ich reagierte rein instinktiv und griff nach Kelly. Sie hatte den Schrei noch nicht ausgestoßen, als sich meine Finger wie stählerne Klammern um ihre Knöchel schlossen.
Es gab einen harten Ruck, der an meinen Armen zerrte. Obwohl ich selbst sehr unsicher stand, hielt ich sie fest. Sie baumelte mit dem Kopf nach unten an der Außenseite des Turms.
Zum Glück war das Mädchen leicht, aber es war trotzdem aussichtslos. Ein paar Minuten lang konnte ich es so halten, schließlich würden meine Kräfte erlahmen. Das war dann für Kelly das Todesurteil.
»Kelly!« Ich rang nach Luft. »Kelly, Sie müssen mithelfen! Ich allein kann Sie nicht hochziehen!«
Erst gab sie keine Antwort. Ich fürchtete schon, sie habe die Besinnung verloren.
»In Ordnung, Mr. Sinclair«, antwortete sie plötzlich sehr gefaßt. »Können Sie mich noch halten?«
»Ja!« stieß ich hervor. »Was wollen Sie tun?«
»Halten Sie mich, das genügt!« rief sie.

Ihre Stimme klang völlig verändert, selbstsicher, gar nicht ängstlich, obwohl sie allen Grund zur Todesangst gehabt hätte. Aber ich hatte keine Zeit, um darüber nachzudenken.

Ein Ruck ging durch meine Hände. Mir war, als wollte jemand das Mädchen in die Tiefe ziehen. Um ein Haar hätten sich meine Finger geöffnet. Mit letzter Willensanstrengung hielt ich Kelly fest.

Gleich darauf spürte ich einen harten Griff an meinen Oberarmen. Ich spähte über die Kante.

Kelly bog ihren Oberkörper nach oben und griff nach meinen Armen, zog sich an ihnen hoch und krümmte sich wie eine Feder zusammen.

»Ziehen Sie!« rief sie.

Ich spannte meine Arme an und schaffte es tatsächlich, sie ein kleines Stück hochzuzerren.

Sie stieß einen scharfen Schrei aus. Ihre rechte Hand flog hoch. Für Sekundenbruchteile hing sie nur an einer Hand.

Sie wurde mir zu schwer. Ich konnte nicht mehr.

»Kelly!« schrie ich auf.

Ihre Füße glitten aus meinem Griff. Ihre Beine sackten nach unten.

Doch sie packte die Mauerkrone.

Und dann geschah etwas Unglaubliches.

Sie zog sich selbst über die Zinne, lag für einen Moment auf der schmalen Brüstung und wälzte sich nach innen.

Wieder geriet sie in Gefahr abzustürzen. Wenn sie mit den Füßen nicht auf dem schmalen Sims aufkam, auf dem auch ich stand, fiel sie innen im Turm hinunter.

Ich krallte mich mit der rechten Hand an der Mauerkrone fest. Den linken Arm schlang ich um ihren schmächtigen Körper und preßte sie fest an mich.

Dann hatten wir es geschafft. Sie stand neben mir und schmiegte sich zitternd an mich. Mit einem trockenen Aufschluchzen schlug sie die Hände vor das Gesicht.

»Ist ja gut, alles vorbei«, sagte ich tröstend. Ich hätte ihr gern Ruhe gegönnt, durfte es jedoch nicht tun. Je länger wir warteten, desto geringer wurden unsere Chancen. Das Tageslicht schwand unaufhaltsam. Auch wenn wir uns im hohen Norden befanden, rückte die Dunkelheit schnell näher. Wenn wir aber die morschen, teilweise zerbrochenen Stufen nicht mehr sahen, mußten wir hier oben bleiben. Das jedoch war nicht nur ungemütlich. Ich wagte nicht, mir auszumalen, wie die Nacht verlaufen würde.

Seit Bills Verschwinden zweifelte ich nicht daran, daß wir die Dämonenschmiede gefunden hatten. Diese Ruine hier war die Dämonenschmiede oder zumindest der Zugang zu der Werkstatt der Hölle. In diesem Gebäude durften wir nicht auf Schonung durch die Dämonen hoffen.

Also mußten wir hinunter, ohne uns das Genick zu brechen. An die Stelle, an der die Treppe vollständig fehlte, wagte ich gar nicht zu denken.

»Kelly, reißen Sie sich zusammen, wir gehen jetzt«, sagte ich und erwähnte nicht, daß auf ungefähr halber Strecke ein praktisch unüberwindliches Hindernis auf uns wartete. »Sie haben sich vorhin so fabelhaft gehalten, Sie schaffen auch das noch!«

»Meinen Sie?« fragte sie. Plötzlich war alle Selbstsicherheit von ihr abgefallen. Schaudernd drückte sie sich an mich und wollte sich über den Rand des Simses beugen. Ich hielt sie zurück.

»Nicht nach unten sehen«, mahnte ich. »Sie gehen vor mir, ich halte Sie. Stützen Sie sich an der Mauer ab. Dann kann Ihnen gar nichts passieren!«

Das war eine glatte Notlüge, aber ich mußte ihr Mut machen. Noch zögerte sie, gab sich jedoch endlich einen Ruck.

»Gehen wir«, sagte sie rauh. In ihrer Stimme schwang Angst.

Verstohlen wischte ich mir den Schweiß von der Stirn.

Ja, ich hatte entsetzliche Angst vor diesem Weg. Unsere Überlebenschancen waren minimal. Jeder Sturz aus dieser Höhe mußte tödlich verlaufen.

Rasch faßte ich an mein silbernes Kreuz. Ich hatte das Gefühl, als pulsiere es warm in meiner Hand.

Im nächsten Augenblick ertönte aus der Tiefe ein dumpfes Stöhnen, das die Mauern erbeben ließ. Erschrocken zog ich die Hand zurück, als unter uns eine Stufe unter der Vibration losbrach und in die Tiefe sauste.

Kelly schien das alles nicht zu bemerken. Sie ging mutig voran und begann mit dem Abstieg. Ich hielt mich dicht hinter ihr und ließ meine Hände auf ihren Schultern liegen. Wenn sie rutschte, konnte ich blitzschnell zupacken.

Ich ließ Kelly absichtlich vorangehen. Ihr Gewicht trug die Treppe eher als meines. Wenn eine Stufe brach, konnte sie sich retten. Ich mußte dann eben springen.

Ohne Zwischenfall erreichten wir die Stelle, an der die Treppe unterbrochen war. Jetzt wurde es kritisch.

»Mr. Sinclair!« Kelly blieb mit einem erschrockenen Ruf stehen. »Hier geht es nicht weiter.«

Ich biß die Zähne zusammen. Beim Aufstieg hatte ich nicht darauf geachtet, wie weit die beiden Teilstücke der restlichen Treppe voneinander entfernt waren.

»Wir müssen springen«, erklärte ich ihr heiser. »Es hilft nichts! Wir müssen!«

Zu meiner Überraschung protestierte sie nicht. Sie nickte nur.

Ich schätzte noch einmal die Entfernung. Wahrscheinlich brach die

Fortsetzung der Treppe ebenfalls unter uns zusammen, wenn wir gemeinsam aus dieser Höhe aufprallten.

»Wir halten uns aneinander fest und springen gleichzeitig«, sagte ich und griff nach ihren Händen.

Ihre Finger fühlten sich eiskalt an. Ich gab uns keine Chance, aber hierbleiben war zu gefährlich.

»Los!« schrie ich.

Sekundenbruchteile dehnten sich zu Ewigkeiten, während wir über den bodenlosen Abgrund flogen. Jane Collins und Suko, Bill Conolly und Sheila, sogar Superintendent Powell und Glenda Perkins schossen mir durch den Kopf.

Dann prallten wir auch schon jenseits des Abgrundes auf die Treppe.

Ich hörte einen lauten Knall. Der Boden sackte unter uns weg.

Ich warf mich nach vorne, riß Kelly mit mir, ruderte mit Armen und Beinen, ohne das Mädchen loszulassen.

Es war umsonst.

Wir fanden keinen Halt und stürzten in die Tiefe.

***

Bill Conolly hätte nicht sagen können, wie lange dieser grauenhafte Zustand schon andauerte.

Er hatte noch immer das Gefühl zu fallen. Er glaubte, daß bereits Stunden verstrichen waren.

Noch immer griff er verzweifelt in die Dunkelheit, die ihn verschluckt hatte. Arme und Beine stießen ins Leere.

Es gab keinen Luftzug wie bei einem normalen Sturz. Er hörte kein Rauschen und hatte keinen Druck auf den Ohren.

Er wußte auch nicht, ob er mit dem Kopf oder den Beinen voran fiel. Es war nur dieses entsetzliche Gefühl, zu fallen und unaufhörlich tiefer zu sacken.

In seiner Not dachte er zuerst an den Geisterjäger. John war in der Nähe gewesen, als er in diesen höllischen Schacht gestürzt war. Der Geisterjäger hatte bestimmt seine beiden Schreie gehört und sofort nach ihm gesehen.

Jetzt war nur die Frage, ob sich das Loch wieder geschlossen hatte oder nicht. War es noch offen, würde John schon eine Möglichkeit finden, ihm zu helfen.

Aber was geschah, wenn es keine Spur mehr gab? Auch ein John Sinclair war nicht allwissend und allmächtig. Seine Möglichkeiten waren zwar groß, aber doch begrenzt!

Bill kämpfte die aufkeimende Panik nieder. Sein zweiter Gedanke galt Sheila. Was sie jetzt wohl machte? Ob sie wieder mit ihm litt, wie sie das in der vergangenen Nacht getan hatte? Ob sie ahnte, in welch entsetzlicher Lage er sich befand?

Sein dritter Gedanke beschäftigte sich mit Kelly MacGowan. Als er das Mädchen zum letzten Mal gesehen hatte, war sie dem Tod näher als er gewesen.

Seltsamerweise beruhigte ihn der Gedanke an Kelly. Er wußte selbst nicht, wieso, aber er empfand plötzlich keine Angst mehr. Vielleicht kam das daher, daß sie ihm in der vergangenen Nacht das Leben gerettet hatte, überlegte er.

Doch dann sagte er sich, daß das Unsinn war. Wie sollte sie ihm in seiner Lage helfen, wenn sie selbst dringend Hilfe brauchte?

Und dann war es schlagartig vorüber, dieses abscheuliche Gefühl, in bodenlose Tiefen zu stürzen.

Bill brauchte ein paar Sekunden, bis er es erkannte.

An seiner Situation veränderte sich jedoch nichts. Anstatt zu fallen, hing er reglos im Nichts, im leeren Raum, in der absoluten Schwärze.

Nein, korrigierte er sich. Schwärze stimmte nicht mehr. Über sich sah er eine kreisrunde Fläche, die schwach schimmerte. Als er länger hinsah, erkannte er einzelne funkelnde Punkte.

Sterne!

Es war der Nachthimmel, der von unzähligen Sternen übersät war. Bill Conolly konnte die Entfernung bis zu der Öffnung nicht schätzen, aber es gab ihm Mut, wieder den Zugang zur Oberwelt zu erkennen.

Doch als er einen Blick in die Tiefe warf, machte sein Mut schneidender Todesangst Platz.

Tief unter ihm glomm nämlich ein winziger roter Punkt auf, der sich rasch vergrößerte. Schon nach wenigen Sekunden konnte Bill Bewegungen innerhalb des Punktes unterscheiden. Rote und gelbe Zungen umtanzten einander. Glühende Punkte stoben nach allen Seiten.

Wieder dauerte es einige Momente, bis sein Verstand die Eindrücke richtig verarbeitete. Dann wich die Todesangst dumpfer Verzweiflung.

Bill begriff die Zusammenhänge.

Er schwebte in einem von der Erdoberfläche in unvorstellbare Tiefen führenden Schacht. Und von unten näherte sich eine alles verzehrende, alles vernichtende Feuersäule.

Mit atemberaubender Geschwindigkeit schoß sie heran. Die Flammenzungen leckten Bill entgegen. Funken stoben an ihm vorbei.

Schon fühlte er die Hitze, die von dem Höllenfeuer ausstrahlte. Ein letzter, bitterironischer Gedanke zuckte durch seinen Kopf.

Hier hänge ich wie ein Schinken, der geräuchert werden soll!

Jetzt wußte er, wo er war.

Im Kamin der Dämonenschmiede.

Aber dieses Wissen würde ihm wohl nichts mehr nützen, denn mit ohrenbetäubendem Brüllen schossen die Flammen heran.

Bill Conolly brüllte auf.

Er schrie auch noch, als ihn die Flammen erreichten und einhüllten.

***

Ich krampfte mich zusammen. Gleich würden wir wie die Steine in die Tiefe sausen, vielleicht schon während des Sturzes die Besinnung verlieren, ganz bestimmt jedoch unten auf dem Erdboden.

Ob der Aufprall noch schmerzte? Ob wir es fühlten, wie wir von den Naturgewalten zerschmettert wurden?

Ich wartete auf den Sturz, aber er kam nicht.

Fest aneinandergeklammert schwebten Kelly MacGowan und ich im Mittelturm der Ruine. Ich hörte das Mädchen stöhnen. Ich selbst holte röchelnd Atem.

Wir stürzten nicht! Wieso fielen wir nicht? Ich verlor um ein Haar die Beherrschung.

Ruckartig drehte ich mich nach allen Seiten, doch ich sah nichts. Es war so dunkel, daß ich die Wände des Schachtes nicht mehr erkennen konnte. Ich starrte nach unten. Nichts. Schwärze.

Dann riß ich den Kopf nach hinten und starrte zur Spitze des Turms hinauf. Und jetzt endlich erkannte ich, daß wir langsam sanken, als wären wir Federn, die mit leisem Schaukeln zur Erde schwebten. Ich sah es nur daran, daß die Öffnung zum nächtlichen Himmel kleiner wurde.

Im nächsten Moment setzten wir weich auf dem Boden auf. Kelly brach in meinen Armen zusammen. Sie war von dem Schock ohnmächtig geworden.

Ich konnte sie nicht mehr halten und sank mit ihr auf den Schutt, der den Boden des Turms bedeckte. Die Erleichterung über unsere wunderbare Rettung entlockte mir ein kurzatmiges, hechelndes Lachen. Ich lachte, bis ich keine Luft mehr bekam, mich verschluckte und hustete, daß ich zu ersticken drohte.

Erst allmählich beruhigte ich mich. Es gehörten schon Nerven dazu, um solche Erlebnisse durchzustehen. Erst Kellys Absturz von der Spitze des Turms, dann unser gemeinsamer Fall. Wir hatten den Tod vor Augen gehabt, und doch war alles glimpflich abgelaufen.

Welcher Kraft verdankten wir diese Wendung? Mein silbernes Kreuz fiel mir ein, das ich vor Beginn des Abstiegs im stillen um Hilfe angefleht hatte. Jetzt zog ich es hervor. Sollte es uns geholfen haben?

Noch kannte ich längst nicht alle Möglichkeiten dieser herrlichen Waffe gegen das Böse, doch als ich es jetzt anfaßte, erlebte ich eine schlimme Überraschung.

Wie schon vorhin auf der Turmspitze erscholl aus der Tiefe der Erde ein grollendes Stöhnen. Im nächsten Moment hob und senkte sich die Erde.

Das Beben schleuderte mich auf Kelly. Das war ein Glück für das

Mädchen. Von oben sausten Trümmer des brüchigen Turms herunter. Zwei davon trafen meinen Rücken, daß ich aufschrie.

Hastig schob ich das Kreuz unter das Hemd zurück. Nein, diesmal hatte uns nicht das Kreuz gerettet. Kaum hatte ich es verborgen, als das Beben aufhörte. Eine Weile knisterte und knirschte es noch verdächtig in den morschen Mauern, danach beruhigte sich auch der Turm.

Und ich stand wieder vor der Frage, wer oder was uns gerettet hatte.

Da ich die Frage jetzt nicht beantworten konnte, schob ich sie beiseite und kümmerte mich um Kelly. Sie war wieder bei Bewußtsein und kam torkelnd hoch, als ich sie auf die Beine zog.

»Was ist passiert?« murmelte sie benommen. »John, was ist bloß geschehen? Wir haben es geschafft, ja? Wir sind in Sicherheit, nicht wahr?«

Ich hielt sie fest, strich ihr beruhigend über die blonden Haare und nickte. »Ja, Kelly, wir sind in Sicherheit.«

Ich führte sie aus der Ruine und starrte zu dem schwarzen Loch hinüber, in dem Bill verschwunden war. Konnte ich es dem Mädchen überhaupt zumuten, noch länger hierzubleiben? Ich durfte aber auch Bill jetzt nicht im Stich lassen.

Kelly kam mir zuvor. »Ist Bill verunglückt?« fragte sie und deutete auf die klaffende Öffnung an der Außenmauer. »Ist er in dieses Loch gefallen?«

»Ja, Kelly«, antwortete ich rauh. »Ich habe einen Stein hineingeworfen und nicht gehört, daß er auf dem Boden aufprallte. Er ist auch nicht in Wasser gefallen. Er war einfach weg.«

»Das ist doch nicht möglich«, flüsterte sie. »John, was geht hier vor sich?«

»Ich habe gehofft, Sie könnten mir das sagen«, antwortete ich. »Sie sind nach der Beerdigung der alten Ethel und Jane Intocks in Trance hierhergelaufen und auf den Turm geklettert. Warum?«

Sie blickte mich an, aber sie sah durch mich hindurch. »Ich weiß es nicht mehr«, flüsterte sie. »Ich… ich habe… Ja, die Kette… Es ist eine Kette, eine Halskette… aus Zähnen… aus vielen Zähnen… Sie opfern sogar ihre Brüder und Schwestern… für diese Kette…«

»Was ist mit dieser Kette?« flüsterte ich. »Konzentrieren Sie sich!«

Sie drehte sich zu mir und strich sich über das Gesicht. Erstaunt schüttelte sie den Kopf. »Was haben Sie gesagt, Mr. Sinclair?« fragte sie irritiert. »Ich verstehe Sie nicht.«

»Schon gut, Kelly, vergessen Sie es.« Es hatte keinen Sinn. Sie war aus der kurzen Trance erwacht und wußte nicht mehr, was sie eben gesagt hatte.

Eine Kette aus Zähnen! Aus Zähnen, die von Brüdern und Schwestern der Dämonen stammten!

Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um sich alles zusammenzureimen.

Bisher hatte ich zwei Leichen von Vampiren gefunden, bei denen die Zähne fehlten. Die Vampirzähne!

Also wurde die Kette aus Vampirzähnen gefertigt. Das war einmalig. Von einem solchen Fall hatte ich noch nie gehört. Es fiel den Dämonen sicher schwer, ihre »Brüder und Schwestern«, die Vampire, zu vernichten. Daß sie es dennoch taten, bewies nur eines. Sie mußten sich ihres Erfolges absolut sicher sein.

Sofort tauchte für mich eine neue Frage auf. Es sollte eine Halskette sein. Jemand mußte sie tragen. Wer sollte das sein? Die betreffende Person war dann der Abgesandte des Bösen auf Erden, ein Mensch, dem alle negativen Möglichkeiten offenstanden.

Oder wollte ein Dämon menschliche Gestalt annehmen und sich mit dieser Satanskette unter die Menschheit mischen? Auch das war denkbar.

Wie auch immer, in erster Linie mußte ich versuchen, Bill Conolly zu helfen.

Wieder näherte ich mich dem Loch und versuchte, nach unten zu blicken. Es war unmöglich, weil die Ränder nicht gerade abfielen, sondern einen Trichter bildeten. Wagte ich mich zu nahe heran, mußte ich den Halt verlieren und wie Bill abstürzen.

»Kelly, glauben Sie, daß Sie mich halten können?« fragte ich und deutete auf die Öffnung in der Erde. »Wenn ich mich auf den Boden lege und vorsichtig herankrieche, müßten Sie meine Füße festhalten. Aber wenn ich Ihnen zu schwer werde, lassen Sie los. Trauen Sie sich das zu?«

Zum ersten Mal seit längerer Zeit erschien auf ihrem Gesicht ein zaghaftes Lächeln.

»Das Festhalten schon, aber nicht das Loslassen. Sie glauben doch nicht, Mr. Sinclair, daß ich Sie tatsächlich da hineinstürzen ließe?«

»Und ob Sie das tun werden!« sagte ich energisch. »Kelly, Sie dürfen sich nicht opfern! Wenn ich abstürze, dann hilft es niemandem, wenn ich Sie mit in die Tiefe ziehe! Verstehen Sie denn nicht? Es muß jemand da sein, der die übrigen Menschen warnen kann! Wenn mir etwas zustößt, laufen Sie zurück nach Ranverness und rufen im Yard an. Verlangen Sie Superintendent Powell! Schildern Sie ihm, was passiert ist und daß in der Dämonenschmiede von Ranverness eine Kette aus Vampirzähnen hergestellt wird! Haben Sie sich alles gemerkt?«

Sie nickte und sah mich erschrocken an. Ehe sie etwas fragen konnte, winkte ich ab.

»Gehen wir!« sagte ich rauh.

Ich näherte mich dem Krater, soweit ich es gefahrlos tun konnte.

Dann legte ich mich flach auf den Boden und wartete, bis ich Kellys Hände an meinen Fußknöcheln spürte.

Sie griff überraschend fest zu. Die Situation erinnerte mich an die Szene oben auf dem Turm, als sie beinahe abgestürzt wäre. Da hatte ich sie festgehalten, und sie hatte sich mit unwahrscheinlicher Geschicklichkeit gerettet.

»Jetzt wird es kritisch!« rief ich dem Mädchen zu.

»Keine Angst, ich halte Sie!« rief es zurück.

Ich schob mich vor. Unter mir gab das lockere Geröll etwas nach, hielt jedoch.

Noch trennte mich ein Stück von der Röhre, die in die Tiefe führte. Genau konnte ich die Entfernung nicht abschätzen, da es zu dunkel war.

»Kann ich noch weiter?« rief ich keuchend.

»Ohne Schwierigkeiten!« antwortete sie. Ihr Atem ging nicht schneller. Es schien sie gar nicht anzustrengen, obwohl sie mich bereits gegen den Sog in die Tiefe zurückziehen mußte.

Noch ein Stück vorwärts!

Steine und Sand rutschten ab. Ich sackte tiefer, aber Kellys Hände lagen wie Klammern um meine Beine. Sie ließ nicht locker. Ohne sie wäre ich bereits abgestürzt.

Ich gab mich keiner Illusion hin. Mein Schicksal lag buchstäblich in den Händen dieses Mädchens.

Der letzte Erdrutsch hatte mich nahe genug an die Öffnung herangebracht. Ich hing mit dem Kopf über einem bodenlosen Abgrund. Zu sehen war nichts.

»Bill!« rief ich.

Keine Antwort.

Ich atmete tief ein und brüllte den Namen meines Freundes.

Nichts! Nicht einmal ein Echo. Es war, als würde meine Stimme einfach verschluckt.

»Geht es noch, Kelly?« rief ich.

»Ja, aber nur mehr ein paar Minuten«, antwortete sie gepreßt. Es war ohnedies erstaunlich, daß sie mich schon so lange hielt. Längst hatte ich meinen Verdacht aufgegeben, sie könne eine Abgesandte der Dämonen sein. Sie war ehrlich.

»Bill!« brüllte ich noch einmal aus Leibeskräften.

Wieder antwortete mein Freund nicht, doch in diesem Moment sah ich in unvorstellbarer Tiefe einen roten Lichtpunkt aufglimmen. Es sah so aus, als habe sich jemand in einem dunklen Raum eine Zigarette angesteckt.

Aber das da unten war keine Zigarette! Wenn ich die ungeheure Entfernung berücksichtigte, dann mußte es sich um ein gewaltiges Feuer handeln.

Die Dämonenschmiede!
Sie begann zu arbeiten! Es war das Schmiedefeuer, das sich rasend schnell vergrößerte!
Nein, verbesserte ich mich in Gedanken. Das Feuer vergrößerte sich nicht, es näherte sich!
»Kelly, zurück!« brüllte ich erschrocken.
Die gigantischen Flammensäulen der letzten Nacht fielen mir ein, der gewaltige Funkenregen. Das Feuer war aus diesem Kamin geschossen. Bill war ausgerechnet in die Esse der Dämonenschmiede gestürzt.
»Kelly, ziehen Sie mich zurück!« rief ich noch einmal. Wenn mich die Flammen erreichten, blieb von mir nicht einmal mehr Asche zurück.
»Ich… ich kann… nicht…!« rief sie stockend. »Ich… habe keine… Kraft mehr!«
Ich erschrak. Daran hatte ich gar nicht gedacht. Ich war so begierig gewesen, einen Blick in die Tiefe zu werfen, daß ich gar nicht alle Gefahren berücksichtigt hatte. Das rächte sich jetzt. Kelly konnte mich zwar noch halten, aber zum Ziehen hätte sie die doppelte oder dreifache Kraft gebraucht. Und hier unten gab es keinen festen Untergrund, von dem aus ich mich hätte abstoßen können.
»Ich mache es wie Sie oben auf dem Turm!« preßte ich keuchend hervor.
»Ja, aber schnell!« gab sie zurück.
Es war schwierig. Ich lag auf dem Bauch und hing mit dem Kopf über dem Abgrund. Um mich hochschnellen zu können, mußte ich mich erst schraubenförmig umdrehen.
Ein Blick in die Tiefe gab mir die nötige Kraft. Die Flammen waren nämlich schon gefährlich nahe. Brüllend und tosend schossen sie unaufhaltsam höher. Nur mehr Sekunden, dann hatten sie mich erreicht.
Ich wand mich, bog mich hoch, packte meine eigenen Füße, zog mich noch höher und tastete nach sicherem Boden. Meine Finger fanden Stein, krallten sich fest.
Ich zog mich mit letzter Kraft. Kelly versetzte mir einen Stoß. Mit einem befreienden Aufschrei fiel ich auf Schotter, wälzte mich von dem Loch weg und rollte weiter.
»Weg dort!« schrie ich Kelly zu.
Ich mußte sie gar nicht mehr warnen. Sie hetzte geduckt auf den Wald zu und war gleich darauf zwischen den Bäumen verschwunden.
Im nächsten Augenblick erhob sich mit einem gewaltigen Donner eine gigantische Feuersäule in den schwarzen Himmel, zerstob an der Spitze und ergoß nach allen Seiten Flammen wie ein Wasserfall seine Tropfen.
Schaudernd dachte ich an Bill.
Vorausgesetzt, er hatte den Sturz in die Esse der Dämonenschmiede

überlebt – hatte er auch diesen vulkanartigen Ausbruch des Höllenfeuers überstanden?

***

Ich mußte einen Zugang zu der Dämonenschmiede finden und die Kette aus Vampirzähnen vernichten, ehe sie fertiggestellt war.

Ich mußte Bill Conolly aus den Klauen der Dämonen retten, sofern er überhaupt noch lebte.

Ich mußte die Dämonen in der Schmiede bannen und in das Reich zwischen den Dimensionen zurückstoßen, wo sie ursprünglich beheimatet waren.

Ich mußte die Dämonenschmiede zerstören.

Ich mußte den Vampir erledigen, der die alte Ethel getötet und in einen Vampir verwandelt hatte.

Ich mußte mich um Kelly MacGowan kümmern, damit sie nicht wieder in tödliche Gefahr geriet wie vorhin auf dem Turm der Ruine.

Das alles mußte ich tun, und am besten sofort und gleichzeitig. Mehr nicht…

Minutenlang stieg die Feuersäule in den Himmel. Genau so plötzlich, wie sie gekommen war, zog sie sich zurück. Das Glühen in der Esse erlosch jedoch nicht mehr. Rötlicher Feuerschein strahlte zu den Baumwipfeln hoch. Das war der Lichtschimmer, den wir schon in der letzten Nacht gesehen hatten.

Es hatte keinen Sinn, unbewaffnet in den Kamin einzudringen. Deshalb beschloß ich, vorerst einmal nach Ranverness zurückzukehren und meinen Spezialkoffer zu holen. Wahrscheinlich kam ich diesmal nur zu einem Erfolg, wenn ich alle meine Waffen zusammen anwandte. Ich hatte es mit einer so geballten Kraft des Bösen zu tun, daß eine einzelne Waffe, so wirksam sie auch sein mochte, versagte.

Es gab noch einen zweiten Grund, weshalb ich mich zur Umkehr entschloß. Ich wollte wissen, was aus Kelly geworden war. Ich hatte das Gefühl, daß dieses Mädchen meinen besonderen Schutz benötigte.

Den Weg durch den Wald werde ich nie vergessen. Zwar griffen mich keine Dämonen an. Es warteten auch keine Geisterfallen auf mich. Dennoch gestaltete sich der Rückweg zu einem Martyrium.

Wenn man in einen fensterlosen Keller geht, sich die Augen verbindet und das Licht löscht, sieht man genausoviel wie ich in jener Sommernacht in Schottland.

Nämlich nichts!

Ich konnte nicht einmal die Hand vor den Augen erkennen. Der Feuerschein aus der Esse drang heute nicht durch die Bäume bis zum Erdboden. Die Sterne leuchteten nicht, weil sich ein Wolkenschleier über das Land legte. Der Mond schien nicht in dieser Nacht.

Immer wieder stürzte oder rannte ich gegen Baumstämme.

Tiefhängende Zweige schlugen mir ins Gesicht. Die spitzen Nadeln zerkratzten meine Haut. Ich war über und über mit Harz beschmiert. Auch diese Kleider konnte ich hinterher in die Mülltonne stecken.

Ich hatte es nur meinem guten Orientierungssinn zu verdanken, daß ich überhaupt den Weg nach Ranverness fand. Als ich endlich auf die offene Wiese zwischen Wald und Dorf torkelte, blickte ich erschöpft auf meine Uhr.

Es war bereits elf Uhr nachts. Ich hatte mich volle vier Stunden in dem undurchdringlichen, von bösen Wesen erfüllten Wald bei Ranverness aufgehalten. Vier Stunden, in denen die Dämonen ihr schändliches Unwesen getrieben hatten, ohne daß ihnen jemand wirksam entgegengetreten wäre. Vier Stunden, in denen die Waffe der Dämonen weiter gediehen war.

Ich durfte keine Minute mehr verlieren. Schon jetzt krampfte sich mir der Magen zusammen, wenn ich an Mitternacht dachte. Was stand uns dann bevor?

Ich lief auf das Dorf zu und erreichte die Polizeistation. Die Eingangstür war verschlossen. Ich klopfte und versuchte zu öffnen. Vergeblich.

Erst nach einer Weile näherten sich Schritte.

»Wer ist draußen?« rief eine zaghafte Stimme.

»Ich, Mr. Rattroch! John Sinclair! Machen Sie auf!«

Zuerst drehte sich ein Schlüssel, doch die Tür blieb zu. Erst nachdem auch noch zwei Riegel zurückgeglitten waren, schwang sie auf.

Ich stürmte in die Polizeistation. »Was soll der Unfug?« rief ich scharf. »Werden wir von Indianern angegriffen, und ist das hier ein Fort?«

Constabler Rattroch und seine Frau standen vor mir, leichenblaß und zitternd. Ich konnte mir ihren Zustand nicht erklären.

»Ja… Wissen Sie denn noch nichts?« fragte Rattroch flüsternd und bekreuzigte sich. »Haben Sie es noch nicht gehört?«

»Was gehört?« fragte ich neugierig. Ich ahnte, daß etwas Schlimmes vorgefallen war.

»Sag es nicht, sprich es nicht aus!« schrie Mrs. Rattroch entsetzt auf. Sie war am Ende ihrer Nervenkraft.

»Los, berichten Sie!« befahl ich in dienstlichem Ton.

Rattroch nahm Haltung an. Da er keine Polizeiuniform trug, wirkte es unpassend.

»Sie waren kaum nach der Beerdigung weggegangen, als wir Mrs. Calloway fanden. Mrs. Calloway war Witwe und lebte sehr zurückgezogen am Dorfrand.«

»Was ist mit ihr passiert?« fragte ich schroff, als er nicht mit der Sprache herausrücken wollte.

Er deutete auf seinen Hals. »Hier, zwei Einstiche! Ein Biß. Sie wissen

schon, Sir, was ich meine!«

Und ob ich es wußte. Der Vampir hatte meine Abwesenheit ausgenutzt und sich ein neues Opfer geholt.

»Was haben Sie mit der Leiche gemacht?« fragte ich gespannt. Jetzt kam es darauf an.

»Begraben«, flüsterte der Constabler.

Mir lief ein kalter Schauer über den Rücken. Dann ruhte jetzt auf dem Friedhof ein Vampir, der jeden Moment aufstehen und morden konnte.

»Schnell, zeigen Sie mir das Grab!« verlangte ich.

»Nein, mein Mann bleibt hier!« schrie Mrs. Rattroch und klammerte sich an ihrem Mann fest. »Ich erlaube nicht, daß er dieses Haus verläßt! Soll er sich für die paar Pfund Gehalt umbringen lassen? Von einem Vampir?«

Sie schlug sich erschrocken auf den Mund. Also wußten sie ganz genau Bescheid, was geschehen war.

»Wo ist das Grab?« fragte ich noch einmal eindringlich. »Ich muß es wissen! Unbedingt!«

Der Polizist schluckte. »Sie finden es ganz leicht. Das frische Grab neben denen der alten Ethel und Jane Intocks. Es ist schon aufgeschüttet!«

Hoffentlich kam ich nicht zu spät. Ich wollte mich auf meinen Einsatz gegen die Dämonenschmiede vorbereiten, konnte es aber noch nicht.

Erst mußte ich den Vampir auf dem Friedhof von Ranverness unschädlich machen.

***

Bill Conolly schloß mit seinem Leben ab, als aus der Tiefe der Erde das Höllenfeuer auf ihn zuschoß. Er steckte wie ein Korken im Krater eines ausbrechenden Vulkans. Seine Überlebenschancen waren dementsprechend.

Null.

Er wollte noch einmal an seine Frau Sheila denken, die in London in Sicherheit war – wie er glaubte. Er kam nicht mehr dazu.

Die Flammen erfaßten ihn.

Bill Conolly verlor das Bewußtsein.

Als er die Augen wieder aufschlug, begriff er sekundenlang überhaupt nichts. Er glaubte, in einen Alptraum versetzt zu sein.

Er lag auf dem Steinboden eines Saales. Der Raum befand sich in einer alten Burg. Überall gab es Anzeichen von Verfall.

Im Hintergrund des Saals war ein Kamin errichtet, in dem ein gewaltiges Feuer prasselte. Funken stoben durch den Rauchabzug hinaus. Die Macht der Flammen war so groß, daß der Boden erzitterte.

Kamin war nicht der richtige Ausdruck, überlegte Bill. Dann sah er

den Blasebalg, und das Wort fiel ihm ein. Es war eine Esse. Er sah vor sich eine Schmiede.

Erst danach erfaßte er die Gestalten, die sich um das Feuer scharten und eifrig arbeiteten. Sein Herz krampfte sich zusammen. Der Anblick der verunstalteten Dämonen gab ihm die volle Erinnerung zurück. Er wußte wieder, was passiert war, und er begriff, daß ihn das Dämonenfeuer nicht getötet hatte. Es hatte ihn hierher versetzt, in die Dämonenschmiede von Ranverness!

Zwei fischleibige, aber mit grauenvollen Krallen ausgestattete Wesen bedienten den Blasebalg, indem sie ihre abstoßenden Körper grotesk verrenkten.

Andere Schauergestalten schwangen riesige Hämmer, Zangen und Werkzeuge, deren Bedeutung Bill Conolly nicht kannte.

War er in eine Folterkammer geraten? Wurden die Werkzeuge für ihn vorbereitet?

Bill begann bei dem Gedanken zu zittern. Alles, nur das nicht!

Er mußte rechtzeitig fliehen, sich irgendwie in Sicherheit bringen. Da er völlig unbewaffnet war, gab es für ihn nur zwei Möglichkeiten. Entweder er verließ die Dämonenschmiede, ohne daß es diese Bestien bemerkten, oder er versteckte sich, wenn es keinen Ausgang gab.

Erstaunt stellte er fest, daß er nicht gefesselt war. Die Dämonen mußten sich seiner sehr sicher sein. Oder glaubten sie, seine Ohnmacht würde länger anhalten?

Bill blickte sich um. Keines der Wesen der Finsternis achtete auf ihn. Sie waren alle mit einem Gegenstand beschäftigt, der auf einem mächtigen Amboß lag. Er konnte zwischen den Leibern der Dämonen hindurch nicht erkennen, worum es sich handelte.

Die Gelegenheit war günstig. Vielleicht stand er schon bald im Mittelpunkt des Interesses, sobald sie ihre Arbeit abgeschlossen hatten.

Conolly richtete sich auf. Noch ein Moment des Zögerns. Er hetzte los.

Er kam genau vier Schritte weit. Dann tauchte von oben ein schwarzer, mit einem schimmernden Pelz bedeckter Arm auf. An seinem Ende klaffte wie bei einem riesigen Krebs eine gezahnte Schere auf.

Der Reporter konnte nicht mehr rechtzeitig anhalten. Er prallte gegen den Arm und glaubte, gegen einen Laternenpfahl gerannt zu sein. Mit einem schmerzlichen Aufschrei taumelte er zurück.

Er wirbelte herum, um sich nach dem Angreifer umzusehen, doch hinter ihm stand niemand.

Er blickte zur Decke und brach mit einem Entsetzensschrei in die Knie.

Der Arm gehörte einer schwarzbepelzten Spinne von mindestens vier

Metern Durchmesser. Allein der Körper maß etwa einen Meter.

Die Spinne hing freischwebend in der Luft. Ihre langen Beine zuckten, ihr Körper wippte auf und ab. Die gesamte Unterseite des Körpers war mit schwarzen, hervorstehenden und funkelnden Augen bedeckt.

Bill konnte nicht aufhören zu schreien. Er konnte aber auch nicht wegsehen. Allein die Vorstellung, daß dieses Scheusal über seinem Kopf schwebte, brachte ihn fast um den Verstand.

Jetzt wußte er, wieso ihn die Dämonen nicht beachteten. Er hatte einen entsetzlichen Wächter, dem er nicht entkommen konnte. Eines der mindestens zwei Dutzend Augen sah ihn auf jeden Fall. Wenn er floh, holte ihn das Ungeheuer mit einem seiner zwölf Beine zurück.

Beinahe drehte der Reporter durch, doch dann riß er sich zusammen. Er wollte den Dämonen nicht den Triumph gönnen, daß er wahnsinnig wurde.

Er preßte die Zähne aufeinander, bis seine Kiefer schmerzten. Mit einem bald schon übermenschlichen Ruck senkte er den Kopf und zwang sich dazu, weder nach oben zu sehen, noch an das Spinnenungeheuer zu denken.

Schlimmer konnte es nicht mehr kommen. Das hämmerte er sich immer wieder ein, damit er es durchstand.

Er sollte sich getäuscht haben. Denn plötzlich setzten alle Arbeiten an der Esse aus. Schon glaubte er, die Dämonen würden sich auf ihn stürzen. Sie taten es jedoch nicht, sondern wandten sich einem der bogenförmigen Fenster des Saals zu.

Der Reporter stutzte. Dieser Raum mußte sich unermeßlich tief unter der Ruine befinden. Wieso gab es Fenster, die ins Freie führten? Von Ferne sah er Wetterleuchten und in seinem Schein schwarze Wolkenmassen, die den gesamten Himmel bedeckten.

Im Schein der fernen Blitze erkannte er auch eine Gestalt, die durch die Lüfte heranschwebte. Ein Mann mit einem weiten Umhang, den er wie Flügel ausspannte.

Der Vampir!

Das mußte der Vampir sein, der die alte Ethel gebissen hatte. Bill erschrak. Was tat dieses Ungeheuer hier? Andererseits war er froh, daß ihn die Ankunft des Vampirs von der Spinne ablenkte, die unverändert über seinem Kopf hing. Er; fühlte ein Kribbeln auf der Kopfhaut. Zwei Dutzend tückischer Spinnenaugen starrten ihn unverwandt an.

Nur nicht daran denken!

Der Blutsauger segelte durch das Fenster herein und landete im Kreis der Dämonen. Die Lippen konnten die langen, spitzen Zähne nicht verbergen. Bill schauderte bei der eisigen Kälte, die von den Augen des Vampirs ausging.

Er griff in die Taschen seines Umhangs und holte weiße Gegenstände hervor, legte sie vor den Dämonen auf den Steinboden und zog sich abwartend zurück.

Zähne! Bill konnte es nicht fassen. Es waren lange, spitze Zähne. Vampirzähne!

Als sich die Dämonen mit einem triumphalen Geheul darauf stürzten und sie sofort zum Amboß schleppten, dämmerte es ihm.

Da trat der Anführer der Dämonen vor und wandte sich an den Vampir. Dumpf hallte seine Stimme durch den Saal.

»Wir brauchen noch zwei Vampirzähne!« rief das Wesen mit dem schwarzen, fellbedeckten Gesicht und den vorstehenden vier langen Eckzähnen. »Mache diesen Menschen zu einem von deiner Sorte, und bringe mir seine Zähne!«

Dabei zeigte er auf Bill Conolly.

Der Vampir wandte sich dem Reporter zu. Seine kalten Augen glühten auf. Mit einem schlangenähnlichen Zischen zog er die Lippen von seinen tödlichen Zähnen zurück und näherte sich dem Wehrlosen.

Bill Conolly wußte nicht, vor wem ihm mehr graute: vor der Spinne oder dem Vampir, der sich mit geschmeidigen Bewegungen auf sein Opfer stürzte.

***

Ich war nicht so unvorsichtig, ohne meine Waffen loszugehen. Die zerfetzten Kleider wechselte ich nicht. Bei der bevorstehenden Auseinandersetzung brauchte ich nicht gut gekleidet zu sein.

Ich nahm den Handscheinwerfer an mich und steckte die wichtigsten Waffen aus meinem Spezialkoffer zu mir. Trotz seiner Neugierde auf den Inhalt dieses Koffers ließ sich Constabler Rattroch nicht sehen. Wahrscheinlich fürchtete er, ich könnte ihm den dienstlichen Befehl geben, mich zu begleiten.

Er konnte ganz ruhig sein. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, einen Unbeteiligten in einen solchen Kampf hineinzuziehen. Ich bereute es sogar schon, daß ich Bill nach Schottland mitgenommen hatte.

Als ich komplett ausgerüstet war, lief ich zum Friedhof. Ranverness schien völlig ausgestorben zu sein. Kein Mensch ließ sich blicken, nirgendwo brannte Licht.

Ich war auf der Hut, weil ich jeden Moment mit einem Angriff rechnete. Die Dämonen hatten mehr als einmal bewiesen, daß sie keine Scheu vor der menschlichen Ansiedlung zeigten.

Es geschah jedoch nichts. Ich erreichte ohne Zwischenfall den Friedhof und fand auch das Grab, in das sie das jüngste Dämonenopfer gelegt hatten.

Es war geöffnet. Frische Erde war überall verstreut.

Kein Zweifel, die Tote war als Vampir aus dem Grab auferstanden und auf der Suche nach einem neuen Opfer.

Hastig wollte ich den Friedhof verlassen, als ich über etwas stolperte und der Länge nach hinschlug. Als ich mich aufrichtete, erkannte ich, daß ich mich vorhin gründlich geirrt hatte.

Das Vampiropfer wandelte nicht durch die Nacht. Die Frau lag leblos vor mir. Ich untersuchte sie flüchtig. Die Eckzähne fehlten. Die Dämonen hatten sie als Bestandteile der Halskette geholt.

Hier hielt mich nichts mehr. Ich machte mich auf den Weg zu der Ruine mitten im Wald. Ich wußte nicht, wieso, aber ich war sicher, daß die Halskette aus Vampirzähnen noch in dieser Nacht fertig werden sollte. Eine innere Stimme warnte mich, trieb mich zur Eile an und gönnte mir keine Ruhe.

Unterwegs überlegte ich, daß die Dämonen bestimmt noch viel mehr Zähne benötigten. Wahrscheinlich würden in den nächsten Stunden oder Tagen bei Scotland Yard Meldungen über verschiedene Leichenfunde in der ganzen Gegend eingehen, Leichen, denen zwei Zähne im Oberkiefer fehlten.

Ich kam unbehelligt über die Waldlichtung, lief im Schein meiner starken Taschenlampe weiter und erreichte endlich die Ruine.

Von jetzt an war ich besonders vorsichtig. Die Dämonen hatten überall ihre Spione. Bestimmt wußten sie schon, daß der Geisterjäger kam.

Überraschen würde ich sie nicht. Ich konnte sie nur mit allen Mitteln und unter Einsatz meines Lebens bekämpfen.

Und genau das wollte ich tun!

***

Bill Conolly sah sich verloren. Nachdem er den Sturz durch die Esse mitten in das Feuer hinein überstanden hatte, gab es keine Rettung mehr vor dem Vampir.

Nur wenige Schritte trennten den Reporter von seinem unheimlichen Mörder, als sich der Anführer der Dämonen, diese Bestie mit der schwarzen Fratze, hoch aufrichtete.

»Halt ein!« schrie der Dämon dem Vampir zu. »Warte!«

Unwillig blieb der Blutsauger stehen und drehte den Kopf halb zu seinem Meister. Seine Blicke hingen aber nach wie vor an Bill Conolly, »Der Geisterjäger ist in der Nähe«, verkündete der Dämonenführer und entfesselte damit einen Sturm.

Eine Flut von wüsten Beschimpfungen und Schmährufen gegen John Sinclair brandete durch den Saal. Trotz seiner prekären Lage freute sich Bill über diesen Haß, zeigte er doch, daß die Dämonen seinen Freund fürchteten.

»Diesmal werden wir den Geisterjäger vernichten!« überschrie der

Anführer die anderen. »Er wird zu uns kommen und Zeuge sein, wie sein Freund stirbt!« Er wandte sich dem Vampir zu. »So lange wirst du warten. John Sinclair soll durch diesen Anblick noch vor seinem Tod leiden!«

Doch der Vampir schien damit nicht einverstanden zu sein. Bill entdeckte Wut über die Störung in dem wächsernen Antlitz, das einer Totenmaske glich.

Eine Weile blieb der Vampir unschlüssig stehen. In diesen wenigen Sekunden faßte Bill neue Hoffnung. Der Vampir wurde zurückgehalten, und John war in der Nähe! Vielleicht ging es doch noch einmal gut aus.

Doch dann geriet der Blutsauger ins Wanken. Seine Gier nach frischem Menschenblut überwog. Er stürzte sich auf Bill.

Weit ragten die blitzenden Zähne aus dem aufgerissenen Maul. Mit einem Panthersprung schnellte sich der Blutsauger durch die Luft.

Bill hörte einen Schrei in einer fremden Sprache und erkannte eben noch, daß ihn der Anführer der Dämonenschar ausgestoßen hatte.

Dann passierte alles in rasendem Tempo.

Der Vampir konnte seinen Sprung nicht bremsen. Seine Zähne zielten auf Bills Hals. Er wollte Blut!

Lange, schwarze Spinnenbeine zuckten durch die Luft, fingen den Vampir mitten im Sprung ab. Die riesige Spinne schnellte sich auf den Blutsauger und tötete ihn mit ihren Beinen und Scheren.

Bill Conolly schauderte. Er schüttelte sich und kämpfte gegen eine nahende; Ohnmacht.

Schlaff sank der Vampir auf den Boden. Doch Bill wartete erst noch ab, ehe er sich für gerettet hielt. Er wußte, daß ein Vampir nicht so leicht zu töten war. Wer garantierte, daß sich dieses Scheusal nicht sofort wieder erholte und ihn erneut angriff?

Gleich darauf wußte er, wer dafür garantierte. Der Anführer der Dämonen selbst.

Er rief dem Spinnenmonster einen zweiten Befehl in der fremdartigen Sprache zu, die Bill noch nie gehört hatte. Mit ihren Scheren öffnete die Spinne den Mund des Vampirs.

Für Sekunden mußte sich der Reporter abwenden, als das Ungeheuer die beiden überlangen Vampirzähne entfernte. Gleich darauf hörte er ein allgemeines Triumphgeheul.

Als er sich wieder umwandte, hielt der Anführer der höllischen Schar die beiden ausgebrochenen Zähne hoch in die Luft.

»Die letzten Glieder für unsere Waffe!« schrie er so, daß Bill ihn wieder verstehen konnte. »Die Kette ist fertig!«

Die Dämonen stürzten sich auf den Amboß, um ihre fürchterliche Waffe zu vollenden. Keiner achtete auf den Reporter.

Das wäre eine Gelegenheit zur Flucht gewesen, doch Bill hatte auch

diesmal keine Chance.

Nach dem Mord an dem Vampir schwebte nämlich die Spinne, diese greuliche Wächterin, wieder über seinem Kopf. Und welche Kräfte in dieser Ausgeburt eines Alptraums steckten, hatte sie ihm soeben überdeutlich demonstriert.

***

Irgendwo mußte es einen Zugang zu der Dämonenschmiede geben. Ich beeilte mich bei der Suche. Je länger ich wartete, desto mehr Zeit hatten meine Feinde, um sich zu sammeln und einen Angriff gegen mich vorzubereiten.

Diesmal mußte ich allein gegen die Mächte der Hölle kämpfen. Bill befand sich in ihrer Gewalt, und wo Kelly MacGowan war, wußte ich nicht. Ich hatte sie im Dorf nicht gesehen. Wahrscheinlich hatte sie sich irgendwo in Ranverness versteckt.

Mein silbernes Kreuz trug ich offen auf der Brust. Es sollte einen Überraschungsangriff neutralisieren. Der Dolch steckte in meinem Gürtel, ebenso die Pistole, die Bolzen gegen Vampire verschoß. Die Beretta trug ich in der Schulterhalfter, und die gnostische Gemme hatte ich in der Hosentasche untergebracht. Die magische Kreide hielt ich in der Hand, während ich einmal um die Ruine herumschritt.

Es hieß zwar immer, man solle dem Gegner goldene Brücken bauen, aber in diesem Fall galt das nicht. Wenn es in der Tiefe der Erde zu einem Kampf zwischen den Dämonen und mir kam, durfte es diese goldenen Brücken nicht geben. Das hätte nämlich bedeutet, daß die Dämonen auf die Erde entwichen und sich über Ranverness und das umliegende Land ergossen. Genau das mußte ich vermeiden.

Deshalb brachte ich an jedem Baum, an dem ich vorbeikam, mit der magischen Kreide ein Zeichen an. Auf diese Weise wollte ich verhindern, daß die Dämonen den Bannkreis der Burgruine verließen.

Erst danach drang ich in die Ruine ein. Den Hauptturm brauchte ich nicht mehr zu untersuchen. Den hatte ich bereits gesehen, als ich Kelly von der Zinne heruntergeholt hatte. Dort gab es keinen Zugang zur Schmiede.

Doch auch in den anderen Türmen und auf dem Hof war kein Anzeichen der Werkstatt des Bösen zu sehen.

Dämonen arbeiteten nicht zwangsläufig immer nur im verborgenen oder in der Tiefe der Erde. Diesmal war es allerdings der Fall. Ich hatte den Schornstein der Schmiede gesehen, in den Bill gestürzt war. Also lag die Schmiede tiefer als die Erdoberfläche.

Wenn es jedoch keinen anderen Zugang gab, mußte ich den Kamin benützen.

Das erschien mir zwar wie Selbstmord, doch ich hatte gar keine andere Wahl. Dieser Schacht besaß wahrscheinlich keinen Boden, und

es gab keine Möglichkeit, nach unten zu klettern. Die Wände fielen senkrecht ab. Ich hätte mich abseilen müssen, doch dazu fehlte mir das Seil. Andererseits war der Schacht zu weit, als daß ich wie in einem Felskamin hätte nach unten klettern können.

Es blieb nur eines. Ich mußte springen.

Ich schauderte bei der Vorstellung, ich könnte abstürzen und irgendwo in unvorstellbarer Tiefe tot liegenbleiben.

Ich stand vor dem schwarzen Loch. Jetzt war keine Kelly da, die mich festhalten konnte, damit ich mich durch einen Blick in die Tiefe davon überzeugte, ob das Feuer in der Esse noch brannte oder nicht.

Es war ein Schritt ins Ungewisse.

Ich geriet auf den abschüssigen Kraterrand. Unter mir rutschte Geröll weg.

Ich glitt auf die schwarze, gähnende Öffnung zu. Mit einem weiten Sprung schnellte ich mich vom Rand weg bis in die Mitte des Schachts.

Meine Hand krampfte sich um das silberne, geweihte Kreuz.

Und dann stürzte ich.

***

Vier Ärzte standen am Krankenbett von Sheila Conolly. Sie sprachen leise miteinander, tauschten eine Menge Fachausdrücke aus und schüttelten immer wieder die Köpfe.

Draußen auf dem Korridor warteten inzwischen Jane Collins und Suko, die beiden »alten« Kampfgefährten des Geisterjägers. Suko lief wie ein gefangener Tiger auf und ab. Jane saß bleich auf einer weißen Holzbank und verkrampfte die Finger ineinander.

Sie sprang auf, als sich die Tür des Krankenzimmers öffnete und die Ärzte heraustraten. Suko, der Chinese, unterbrach augenblicklich seinen Rundgang und stürzte sich auf die Männer in den weißen Kitteln, als wolle er sie in Grund und Boden stampfen.

»Was ist?« rief er so laut, daß der Chefarzt des Krankenhauses die Stirn runzelte.

»So machen Sie doch endlich den Mund auf!« rief Jane Collins temperamentvoll. »Spielen Sie nicht den schweigenden Götzen!«

Der Chefarzt zuckte die Schultern. »Es tut mir leid, wir können Ihnen keine gute Nachricht bringen. Wir wissen nicht, was mit Mrs. Conolly passiert ist.«

Suko starrte die Ärzte verblüfft an. »Vier Weißkittel, und keiner hat eine Ahnung?« fragte er entgeistert. »Das darf nicht wahr sein! Zuerst hat man uns gesagt, daß Sheila im Koma liegt.«

Der Chefarzt schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Es ist kein Koma, es ist keine Ohnmacht, es ist keine Krankheit. Wir können es uns nur so erklären: Mrs. Conollys Schicksal ist mit einem anderen

Schicksal eng verbunden. Diese andere Person schwebt am Abgrund des Todes. Aus einem unbekannten Grund ist das auch bei Mrs. Conolly so. Stirbt die andere Person, wird sie auch sterben. Lebt die andere Person weiter, wird sie wieder zu sich kommen, sobald ihr ›Partner‹ außer Gefahr ist.«

Als Jane Collins etwas sagen wollte, hob der Chefarzt hastig beide Hände.

»Nageln Sie mich nicht auf diese Diagnose fest«, sagte er beschwörend. »Sie ist absolut unwissenschaftlich und nur unsere rein persönliche, private Meinung.«

Die Ärzte entfernten sich hastig, als hätten sie Angst, schon zuviel gesagt zu haben. Jane Collins und Suko blieben allein zurück. Sie sahen einander betreten an.

»John und Bill sind auf Einsatz in Schottland«, sagte Jane leise.

»Und Sheila hat eine besonders enge Beziehung zu Bill, klarerweise«, ergänzte Suko.

»Das bedeutet, daß sich Bill in einer tödlichen Gefahr befindet.« Jane strich sich nervös über das Kinn. »Wo Bill ist, da ist auch John.«

»John hat bis jetzt jede Situation gemeistert«, erinnerte Suko seine Begleiterin.

»Ja, schon… aber…« Jane Collins verstummte. »Wir können nichts für die beiden tun«, sagte sie nach einer Weile. »Wenn sie jetzt in einer tödlichen Falle stecken, wäre es längst zu spät, bis wir in Schottland sind. Sie müssen sich selbst helfen.«

Suko ballte die Fäuste. »Trotzdem juckt es mich, sofort loszufahren und…«

Jane winkte ab. »Wir können nur noch einmal versuchen, Verbindung mit der Polizeistation in Ranverness aufzunehmen.«

Suko zuckte die breiten Schultern. »Meinetwegen! Aber wir haben es schon so oft versucht und keine Verbindung bekommen.«

»Wir rufen immer wieder an, bis es klappt«, entschied Jane Collins energisch. »Ich muß wissen, was da oben in Schottland passiert ist!«

Sie gingen in die Halle des Krankenhauses hinunter. Dort gab es Telefon. Das Gebäude wollten sie auf keinen Fall verlassen, solange sich Sheila in diesem kritischen Zustand befand.

Während Jane Collins wählte, starrte sie wütend auf den Telefonapparat.

»Was ist das aber auch für eine Schnapsidee von John!« schimpfte sie. »Fährt zu einem so gefährlichen Einsatz und nimmt mich nicht mit!«

»Und mich auch nicht«, ergänzte Suko und wartete gespannt darauf, ob die Verbindung endlich zustande kam.

***

Ich stürzte im freien Fall. Das war das Ende!
Die Sinne drohten mir zu schwinden.
In meiner Not griff ich nach der magischen Kreide. Für einen Moment sah ich tief unter mir rötliches Glimmen. Das Feuer in der Dämonenschmiede.
Die Kreide konnte nicht schneller fallen als ich. Das war ein physikalisches Gesetz. Ich ließ sie los.
Sekundenbruchteile danach ertönte unter mir ein lautes Zischen, als habe jemand Wasser in das Feuer gekippt. Weißer Qualm schoß mir fauchend entgegen und hüllte mich ein.
Ich steckte in einer Nebelbank. Steckte war der richtige Ausdruck, denn schlagartig fiel ich nicht mehr. Ganz langsam sank ich tiefer, ungefähr so wie zusammen mit Kelly MacGowan im Mittelturm der Ruine.
Mein wild schlagendes Herz beruhigte sich allmählich. Sekunden verstrichen, in denen nichts geschah. Ich glaubte nur, aus weiter Ferne wütende Schreie zu hören.
Tiefer und tiefer ging es wie in einem bequemen Aufzug, in dem man keine Erschütterungen spürt. Meine magische Kreide war verloren, doch ich konnte diesen Verlust im Moment leicht verschmerzen. Viel wichtiger war die Frage, was mich auf dem Grund des Schachtes erwartete.
Die Antwort darauf erhielt ich gleich danach. Die Wände des Kamins traten zurück. Ich sank auf den Boden einer riesigen Halle.
Es war paradox, aber durch die Fenster sah ich Blitze zucken. Donner rollte. Ich war tief unter der Erdoberfläche. Dennoch erkannte ich die Landschaft außerhalb der Ruine!
Das war aber noch nicht alles. An einer Stirnwand des Saals verglommen in der Esse die letzten Reste des Schmiedefeuers. Ich hatte es tatsächlich durch die magische Kreide gelöscht.
Dicht neben dem Feuerplatz sank ich aus dem Kamin zu Boden. Nur wenige Schritte trennten mich von einem altertümlichen Amboß, auf dem eine weiß schimmernde Kette lag.
Die Kette aus Vampirzähnen!
Ein riesiger schwarzer Dämon mit einer grauenhaften Fratze und weit hervorstehenden Zähnen hielt die Kette mit einem triumphierenden Heulen hoch.
»Die Waffe ist vollendet!« schrie er, als ob ich gar nicht vorhanden wäre. Die Dämonen mußten sich sehr sicher fühlen. »Unsere Arbeit ist fast beendet!«
Erst jetzt sah ich mir die übrigen Gestalten im Raum genauer an. Der Saal war bis auf den letzten Platz von Ungeheuern aller Art erfüllt. Sämtliche Dämonen gaben sich hier ein Stelldichein, um die Vollendung ihres Werks zu feiern.

Alle jene Schauergestalten, die Bill und mich im Wald bedrängt hatten, waren versammelt. Sie schüttelten die Fäuste und schrien wild durcheinander.

Noch immer könnte ich nicht verstehen, wieso sie von mir keine Notiz nahmen, als ich mich umwandte. Mit einem heiseren Aufschrei taumelte ich zurück. Der Anblick versetzte mir einen Schock und ließ meinen Atem stocken.

Ich sah Bill!

Er kauerte auf dem Boden. Über ihm schwebte ein Spinnenungeheuer, wie ich es mir in meinem schlimmsten Alptraum nicht ausmalen konnte. Drohend schwenkte es seine klauenbewehrten Beine über meinem Freund.

Das also war das Druckmittel der Dämonen gegen mich. Sie brauchten den Geisterjäger nicht zu fürchten, dachten sie, weil er Rücksicht auf seinen Freund nehmen mußte!

Auch Bill sah mich. Er richtete sich vorsichtig auf und vermied es, zu der Riesenspinne hochzublicken.

»John!« schrie er gellend. »Vernichte die Brut! Es ist egal, was mit mir geschieht, aber vernichte sie!«

Der schwarze Dämon, offenbar der Anführer der Meute des Bösen, richtete sich hoch auf. Er streckte Bill befehlend den Arm entgegen und schrie einen mir unverständlichen Befehl.

Die Spinne packte zu. Ihre Beine umschlangen meinen Freund, der entsetzt aufbrüllte. Das Ungeheuer zog ihn zu sich hoch und drückte ihn an seinen Körper.

Bevor ich meinem Freund helfen konnte, warfen sich sämtliche Dämonen auf den Boden und berührten die Steinplatten mit ihren Stirnen.

Ich erkannte, daß das Spinnenungeheuer meinen Freund vorläufig nur festhielt. Bill befand sich in einer grauenvollen Lage, aber ich wartete noch ab. Ich mußte einen günstigeren Zeitpunkt abpassen. Im Moment wäre jede Aktion für ihn tödlich ausgegangen.

Verwirrt musterte ich die schuppigen, mit Pelz bedeckten Körper, die sich ehrfürchtig verbeugten. Vor wem?

Ehe ich die Ursache feststellen konnte, warf ich noch einen Blick zu Bill. Er hing schlaff in dem Griff der Spinne. Eine Ohnmacht hatte ihn von den Schrecken erlöst.

Und dann sah ich den Grund für das seltsame Verhalten der Dämonen.

Aus der Öffnung in der Decke, durch die auch ich gekommen war, schwebte ein Mensch in die Halle herunter und setzte sanft auf dem Boden auf.

Ich sah blonde Haare und ein himmelblaues Kleid und ein hübsches Gesicht, das ich gut kannte.

Kelly MacGowan!

***

Kelly befand sich in Trance, als sie an den Amboß herantrat. Sie merkte nicht, was rings um sie vorging.

Langsam erhoben sich die Dämonen und umringten Kelly. Der Anführer der höllischen Bande trat an das Mädchen heran.

»Du wirst die Kette tragen!« verkündete er. »Du wirst als unsere Sendbotin und Herrscherin hinausziehen und die Menschen unterjochen! Du wirst ihnen Tod und Unglück bringen und sie vernichten! Du wirst Wegbereiterin des Reiches der Dämonen sein!«

Er hob die Kette aus Vampirzähnen vom Amboß und hielt sie hoch in die Luft.

In diesem Moment erwachte Kelly MacGowan aus der Trance. Ihre Augen weiteten sich entsetzt. Abwehrend streckte sie dem Dämon die Hände entgegen.

»Nein, ich will nicht!« schrie sie. »Um Himmels willen, laßt mich in Ruhe!«

Sie wandte sich zur Flucht, doch der Anführer der Dämonen war schneller. Ich konnte nicht eingreifen, weil Kelly zwischen ihm und mir stand. Jeder Schuß hätte zuerst das Mädchen getroffen.

Er packte zu und umschlang Kelly von hinten. Die vier langen Eckzähne in seinem schwarzen Gesicht schimmerten gefährlich. Ein grauenvolles Lachen erscholl aus seinem Maul.

»Was glaubst du wohl, warum wir dich immer verschont haben?« schrie er dem Mädchen zu. »Was glaubst du wohl, warum wir dich heil vom Turm geholt und deinen Sturz gebremst haben? Und warum haben wir diesen verfluchten Geisterjäger und seinen widerlichen Freund auf der Waldlichtung leben lassen? Nur weil du da warst und dir nichts passieren durfte! Weil du unsere Königin sein wirst!«

Er versuchte, Kelly die Kette über den Kopf zu werfen. Sie wehrte sich wie eine Wildkatze, und sie konnte noch einmal ausweichen.

Ein gewaltiger Blitz zuckte vor den Fenstern aus dem schwarzen Himmel. Der Donner übertönte alle anderen Geräusche und ließ den Boden erbeben.

Ich durfte nicht mehr warten. Sobald Kelly die Kette trug, war das Böse unbesiegbar geworden.

Ich riß die Beretta aus der Halfter. Es war ein schwieriger Schuß. Der Anführer der Dämonen und das Mädchen rangen miteinander.

Ich zielte und drückte ab. Die erste Kugel streifte nur den Schädel des Dämons.

Er brüllte auf, lauter als der Donner, der noch immer rollte. Seine Pranken gaben Kelly frei, die sich schreiend zu mir flüchtete.

Sie kam mir in die Schußlinie. Der Anführer der Dämonen war

angeschlagen, aber er nahm die Verfolgung auf.

Ich schnellte mich zur Seite und ließ mich fallen. Noch im Sturz schoß ich ein zweites Mal.

Die silberne, geweihte Kugel schleuderte den Anführer zurück. Er prallte gegen die Wand, rollte auf den Boden und löste sich in eine Wolke aus Pechrauch und Schwefeldämpfen auf.

Unter den Dämonen brach großes Wehklagen aus. Ein Teil von ihnen rannte, sprang und kroch sinnlos durch die Halle. Ein anderer Teil stürzte sich auf die Esse. Flammen züngelten hoch. Sie entfachten das Schmiedefeuer.

Die Kette aus Vampirzähnen lag auf dem Boden. Im Moment kümmerte sich niemand um dieses Werkzeug des Bösen.

Kelly warf sich mir in die Arme und preßte sich zitternd an mich.

»Helfen Sie mir, John, um alles in der Welt, helfen Sie mir!« flehte sie.

Ich hielt sie fest, steckte die Beretta weg und zog den geweihten Dolch. Vorsichtig pirschte ich mich an die Kette heran.

Niemand hinderte mich, als ich sie mit der Dolchspitze aufnahm. Ich wagte es nicht, sie zu berühren. Wahrscheinlich hätten sich dann die Mächte der Finsternis gegen mich entladen.

Plötzlich ein Warnschrei. Die Schauerwesen hatten den Diebstahl der Kette entdeckt. Sie umringten mich.

Ein Scheusal mit hervorquellenden Augen und einem halb verwesten Leib schob sich auf mich zu.

»Übergib uns die Kette, oder dein Freund stirbt als erster!« Fauliger Atem schlug mir entgegen. »Danach stirbt das Mädchen! Im Schmiedefeuer! Und erst dann stirbst du, John Sinclair!«

Ich ließ mich nicht einschüchtern, denn wenn ich ihnen die Kette übergab, vernichteten sie uns auf jeden Fall. Wir hatten also nichts mehr zu verlieren.

Mit einem Ruck schleuderte ich die Kette ins Schmiedefeuer. Im gleichen Moment schlug der Dämon nach mir. Der silberne, geweihte Dolch wurde mir aus der Hand geprellt und flog hinterher.

Kaum schlugen die Flammen der Höllenschmiede über Kette und Dolch zusammen, als die Dämonen entsetzt kreischten und schrien.

Explosionsartig breitete sich das Feuer aus. Die Flammen erfüllten den gesamten Saal. Geblendet schloß ich die Augen, wartete auf den Schmerz – und öffnete die Augen wieder.

Ich stand mitten in der nächtlichen Burgruine und hielt die zitternde Kelly an mich gepreßt. Vor meinen Füßen lag mein Dolch – unversehrt. Daneben erkannte ich die Kette aus Vampirzähnen – völlig verkohlt. Als ich mich bückte und meinen Dolch aufhob, zerfielen diel Überreste der Kette zu Staub.

Die Gefahr war gebannt.

Mein Herz krampfte sich zusammen, als ich an Bill dachte. Was war aus ihm geworden? Ich wagte kaum, mich nach ihm umzudrehen.

Er raffte sich soeben vom Boden hoch. In seinem Gesicht stand noch das Grauen des eben Erlebten, doch er grinste bereits wieder tapfer.

»Wollen wir hier Wurzeln schlagen, bis wir so verfallen wie diese Ruine aussehen?« fragte er rauh. »Ich möchte zurück nach London, sonst nichts!«

Ich nickte ihm und Kelly aufmunternd zu. »Gehen wir«, sagte ich unendlich erleichtert. »Nächtliche Waldspaziergänge sollen sehr gesund sein!«

***

Bill Conolly hing in der Polizeistation von Ranverness am Telefon. Ich verfolgte das Gespräch über einen Zweithörer.

Gespräch war nicht der richtige Ausdruck. Am anderen Ende der Leitung schrien Sheila Conolly, Jane Collins und Suko durcheinander.

»Ich verstehe kein Wort!« rief Bill hektisch. »Was ist los, Sheila? Du bist im Krankenhaus, aber es geht dir gut? Wieso? Was ist passiert? Es geht dir wieder gut? Was? Du hast im Koma gelegen?«

Erst zehn Minuten später hatten wir erfahren, was in London passiert war. Als Bill auflegte, war beschlossen, daß wir sofort abfuhren.

Wieder zehn Minuten später standen wir am Wagen. Aus der Dunkelheit löste sich eine schmale Gestalt in einem blauen Kleid.

Kelly MacGowan trat verlegen lächelnd auf uns zu. »Nehmen Sie mich nach London mit?« fragte sie schüchtern. »Ich will nicht mehr hierbleiben. Und meine Mutter hat nichts dagegen, wenn ich gehe.«

Bill und ich sahen uns an und nickten gleichzeitig. Im nächsten Moment saß Kelly schon mit ihrem kleinen Koffer im Wagen.

Unsere Abfahrt verzögerte sich noch einmal. Constabler Rattroch hielt Bill zurück und drückte ihm ein Blatt Papier in die Hand.

»Was ist denn das?« fragte Bill verblüfft.

»Sie haben von meinem Diensttelefon aus mit London gesprochen, erinnern Sie sich noch, Mr. Conolly?« fragte Rattroch mit steinerner Miene. »Das macht zwei Pfund.«

Seufzend griff Bill in seine Tasche.

Ich mußte mir das Lachen verkneifen. Fünf Minuten später konnten wir endlich fahren.

»Eben ein richtiger Schotte«, sagte Bill grinsend.

Ich zuckte die Schultern. »Was willst du? Es muß alles seine Ordnung haben. Und er hat dir auch eine Quittung ausgestellt. Vielleicht kannst du die zwei Pfund von der Steuer absetzen.«

»Optimist«, sagte Bill und wandte sich an Kelly MacGowan, die stumm auf den Rücksitzen kauerte. »Was immer Sie auch in London machen, Kelly, gehen Sie auf keinen Fall zu Scotland Yard. Dort

riskieren Sie nämlich, daß Sie John Sinclair noch einmal über den Weg laufen!«

ENDE